



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Netzwerkressourcen und Wiedereinstieg –
Wie soziale Netzwerke die frühe Rückkehr von Müttern
in das Erwerbsleben beeinflussen“

Verfasserin

Daniela Kozam

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften
(Mag.rer.soc.oec.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 121

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Soziologie

Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. Rudolf Richter

Danksagung

Mein Dank gebührt meinem Betreuer Univ.-Prof. Dr. Rudolf Richter für seine wohlwollende Expertise und Anleitung meiner Arbeit. Weiters möchte ich Frau Mag.^a Danièle Lipp für ihre Unterstützung und Ermutigung in Momenten des Zweifels danken.

Bedanken möchte ich mich auch bei meiner Studienkollegin Birgit Schneider, die mir während der gesamten Studienzeit und auch während der - für uns beide aufreibenden - Abschlussphase eine loyale, antreibende und aufmunternde Mitstreiterin war.

Meinen besonderen Dank möchte ich meinen treuen und geschätzten Freundinnen Franziska Dzugan, Sabine Karrer und Vera Kravanja aussprechen. Sie haben mir in vielen schwierigen Stunden beigestanden, mir Mut zu gesprochen und für erfrischende Abwechslung und Aufheiterung gesorgt. Auch Heidrun Draxler bin ich zu großem Dank verpflichtet. Sie hat mich nicht nur in zahlreichen Gesprächen ermutigt und an mein Selbstvertrauen appelliert, sondern auch in vielen Stunden und mit großer Präzision diese Arbeit redigiert.

Der größte Dank für das Gelingen dieser Diplomarbeit gebührt meinem Freund Peter Draxler. Nicht nur hat er mir das Leben in dieser oft schweren Zeit durch seine liebevolle Betreuung und Zuwendung erleichtert, er hat auch mein Vertrauen in meine Fähigkeiten gestärkt und stand mir zu jeder Zeit mit Rat und Tat zur Seite. Er hat unzählige Stunden seiner Freizeit aufgebracht, um mir zu helfen, dieser Arbeit den letzten Schliff zu geben und mich bei diversen organisatorischen Angelegenheiten zu unterstützen. Sein aufopfernder Rückhalt und seine uneingeschränkte Zuneigung gaben mir die Kraft, alle Höhen und Tiefen in dieser Lebensphase zu meistern.

Widmen möchte ich diese Arbeit meinen lieben Eltern, die mich immer meinen eigenen Weg gehen ließen, ein offenes Ohr für meine Befindlichkeiten hatten und immer an mich geglaubt haben. Ohne ihre Unterstützung auf so mannigfaltige Weise und ihre vielen aufbauenden Worte und guten Wünsche wäre diese Arbeit nicht zustande gekommen.

Inhalt

	Seite
Einleitung	1
1. Die Mutter im Spannungsfeld zwischen Arbeit und Familie	4
1.1. Einführung und Relevanz des Themas	4
1.2. Weibliche Identität in der Arbeitsgesellschaft	6
1.2.1. Der hohe Stellenwert der Institution Arbeit im weiblichen Lebenslauf	7
1.2.2. Von neuen Chancen und alten Ungleichheiten	9
1.3. Mutterschaft in der Arbeitsgesellschaft	10
1.3.1. Mutterwerdung	13
1.3.2. Arbeitnehmerin und Mutter	15
1.4. Doppelte Vergesellschaftung-Weibliche Identität zwischen den Fronten	18
1.4.1. Die schwierige Vereinbarkeit von Familie und Beruf	19
1.4.2. Doppelorientierung als weibliche Individualisierungsform	23
1.5. Wiedereinstieg nach der Elternkarenz	25
1.5.1. Erwerbsunterbrechungen und ihre Folgen	25
1.5.2. Von Rabenmüttern und Hausmütterchen	27
1.5.3. Gründe und Einflussfaktoren für den Wiedereinstieg	29
2. Netzwerkstrukturen und Unterstützungsressourcen	32
2.1. Soziale Netzwerke	32
2.1.1. Soziale Netzwerke als soziales Kapital	34
2.2. Die sozialwissenschaftliche Netzwerkanalyse	38
2.2.1. Entwicklungslinien der Netzwerkanalyse	39
2.2.2. Theorie der Analyse von Netzwerken - Strukturelle Analyse	41
2.2.3. Methoden der Netzwerkanalyse	45
2.2.3.1. Analyse von ego-zentrierten Netzwerken	46
2.2.3.2. Qualitative Ansätze der Netzwerkanalyse	48
2.2.3.3. Methodische Zugänge der qualitativen Netzwerkanalyse	51
2.3. Strukturmerkmale sozialer Netzwerke	53
2.3.1. Relationale Merkmale	54
2.3.2. Strukturelle Merkmale	55

2.3.3. Analytische Merkmale	56
2.4. Unterstützungsressourcen sozialer Netzwerke	56
2.4.1. Support-Forschung und Netzwerkanalyse	56
2.4.2. Dimensionen der sozialen Unterstützung	57
2.4.3. Einfluss der Netzwerkstruktur auf die Unterstützungsressourcen	60
2.4.4. Wann benötigt man soziale Unterstützung?	61
3. Durchführung der Untersuchung	63
3.1. Auswahl der Zielpopulation	64
3.2. Warum Einzelfallanalyse?	65
3.3. Forschungsfragen	66
3.4. Erhebungsmethoden	67
3.5. Auswertungsmethoden	69
3.5.1. Quantitative Auswertung	70
3.5.2. Qualitative Auswertung	71
3.5.2.1. Zusammenfassende Inhaltsanalyse nach Mayring	73
4. Ergebnisse	78
4.1. Die Netzwerkkarte	78
4.2. Strukturelle Beschreibung des Netzwerkes	79
4.3. Ergebnisse der Inhaltsanalyse	85
4.3.1. Entscheidung über den Zeitpunkt des Wiedereinstiegs	86
4.3.2. Umsetzung des Wiedereinstiegs	90
4.3.3. Vereinbarkeit von Beruf und Familie	92
4.4. Netzwerkbeziehungen und Unterstützungsressourcen	96
4.4.1. Stellenwert und Unterstützung des sozialen Netzwerks allgemein	97
4.4.2. Stellenwert von Verwandtschaftsbeziehungen	99
4.4.3. Stellenwert von nichtverwandtschaftlichen Beziehungen	106
4.5. Resümee	117
Literatur	125
Anhang	136

Einleitung

Für werdende Mütter war in Österreich der Weg lange Zeit schon vorgezeichnet. Nach dem Mutterschutz beanspruchen sie Elternkarenz, diese wird bis zur Maximaldauer¹ ausgeschöpft und dann kehren sie – vielleicht – zurück ins Berufsleben. Viele dehnen die „Babypause“ aber auch über die gesetzliche Karenzdauer hinausgehend aus oder schreiten in der Familienplanung voran und bekommen ein weiteres Kind. Erwerbsunterbrechungen von mehreren Jahren sind in dieser Lebensphase die Regel. Jede zehnte Mutter kehrte 2005 erst mit dem Erreichen der Schulpflicht des jüngsten Kindes oder später ins Berufsleben zurück (vgl. Statistik Austria, 2006: 13). Mutterschaft geht also traditionell mit relativ langen Phasen der Abwesenheit vom Erwerbsarbeitsmarkt einher.

Die Botschaft von Gesellschaft und Politik ist eindeutig: Die Mutter gehört zum Kind. Wenigstens in den ersten Lebensjahren sollen Mütter all ihre Aufmerksamkeit exklusiv dem Nachwuchs widmen. Diese Überzeugung ist fest im österreichischen Wertesystem verankert und durchdringt sämtliche institutionelle und rechtliche Rahmenbedingungen. Gesellschaftliche Zwänge fordern weiterhin die Inanspruchnahme der Elternkarenz durch die Mutter und in weiterer Folge auch eine darüber hinausgehende Abwesenheit vom Erwerbsarbeitsmarkt.

Jede längere Erwerbsabstinenz hat allerdings einen deutlichen Abbau an Humankapital zur Folge, der sich mit der Dauer der Abwesenheit vom Arbeitsmarkt potenziert. Die Humankapitalausstattung ist jedoch ausschlaggebend für die Konkurrenzfähigkeit am Arbeitsmarkt. So wird die Mutterschaft zum Motor für die benachteiligte Stellung der Frauen am Erwerbsarbeitsmarkt und in weiterer Folge für die Fortführung der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung.

In dieser Diplomarbeit wird der Standpunkt vertreten, dass die Bemühungen um berufliche und gesellschaftliche Gleichstellung der Geschlechter vor allem in jener sensiblen familiären Aufbauphase ansetzen müssen. Ausgehend vom Primat der Erwerbsorientierung kann Gleichbehandlung nur stattfinden, wenn Frauen am Arbeits-

¹ Elternkarenz kann in Österreich nach derzeitiger Rechtslage maximal bis zum 2. Geburtstag des Kindes in Anspruch genommen werden.

markt ebenso konkurrenz- und leistungsfähig sind wie ihre männlichen Mitstreiter. In diesem Sinne kann es für Mütter, wie für alle ArbeitnehmerInnen, nur von Vorteil sein, wenn Phasen der Erwerbsunterbrechung möglichst kurz gehalten werden.

Im Zuge dieser Arbeit soll ein relativ junger theoretischer und methodischer Ansatz auf seine Relevanz bezüglich dieser Problematik geprüft werden. Ich werde darstellen, wie sich die soziale Einbettung von Müttern in individuelle Netzwerke auf den Zeitpunkt des Wiedereinstiegs auswirken kann. Die sozialen Beziehungen zu den Mitgliedern des ego-zentrierten Netzwerks und dessen Struktur an sich stellen vielfältige Unterstützungsressourcen zur Verfügung. Der Einfluss dieser sozialen Ressourcen auf den Möglichkeitsraum von Müttern in Bezug auf die Wiedereinstiegsentscheidung soll hier zum Thema gemacht werden. Obiger Argumentationslinie folgend werde ich auf den folgenden Seiten aufzeigen, welchen Einfluss die personalen Netzwerke von Müttern und deren Strukturen auf die baldige Rückkehr ins Erwerbsleben haben können. Netzwerkressourcen sollen so auf ihr Potential hinsichtlich der Annäherung der Geschlechterrollen nicht nur im Erwerbs-, sondern dadurch bedingt auch im Familienleben überprüft werden.

Eingangs werden die makrosoziologischen Rahmenbedingungen erläutert, die die Umwelt von Müttern in Österreich determinieren. Neben den familienpolitischen Rahmenbedingungen spielen auch die Wandlungsprozesse im Geschlechterverhältnis und die Neupositionierung der Frauen in der (Arbeits-)Gesellschaft eine entscheidende Rolle für die Ausgestaltung der individuellen Netzwerke und somit auch für die Unterstützungsressourcen.

Im ersten Abschnitt wird die Relevanz des Themas konkretisiert und die Rahmenbedingungen, die Frauen beim Eintritt in die Mutterschaft erwarten, werden detailliert behandelt. Anschließend wird die gesellschaftliche Verortung der Frau im Erwerbsleben thematisiert. In einem weiteren Kapitel wird auf den Stellenwert der Mutterschaft näher eingegangen. Es werden weiters die doppelte Vergesellschaftung sowie die Ambivalenzen der verschiedenen weiblichen Rollenmodelle thematisiert. Die Erschwernisse und Konfliktlagen, die Mütter beim Wiedereinstieg ins Berufsleben erwarten, werden im letzten Kapitel des ersten Abschnitts behandelt.

Der zweite Abschnitt meiner Diplomarbeit gibt einen Überblick über die Theorie der sozialen Netzwerke. Er beginnt mit einer Einführung in das Konzept der sozialen Netzwerke und die Netzwerkanalyse sowie die Theorie der strukturalen Analyse. Des Weiteren werden Methoden der Netzwerkanalyse vorgestellt, wobei insbesondere auf die Analyse ego-zentrierter Netzwerke eingegangen wird. Zudem werden die bisher spärlich gesäten qualitativen Ansätze in der Netzwerkanalyse behandelt. Anschließend wird den Strukturmerkmalen von Netzwerken Aufmerksamkeit geschenkt. Die Betrachtung der Unterstützungsressourcen, die ein soziales Netzwerk bieten kann, wird den allgemeinen Teil zur Netzwerktheorie abschließen.

Methodisch wird das Thema durch Triangulation qualitativer und quantitativer Verfahren der Netzwerkanalyse aufgearbeitet. Es wird anhand eines Fallbeispiels einer Mutter die einen frühen Wiedereinstieg und eine aktive Doppelorientierung als Lebensmodell verwirklichen konnte, veranschaulicht Dazu bediene ich mich der. Um die Strukturmerkmale und Unterstützungsleistungen des Netzwerks der Mutter vollständig erfassen zu können, greife ich auf eine Kombination aus qualitativem Leitfadenterview und Netzwerkkarte zurück. Die erhaltenen Daten werden zum einen mit Hilfe von SPSS aufbereitet und analysiert. So wird sichergestellt, dass die Netzwerkstrukturen mit den affektiven Inhalten des Interviews in Beziehung gesetzt werden können. Zum anderen wird das Interview anhand der Inhaltsanalyse nach Mayring ausgewertet.

1. Die Mutter im Spannungsfeld zwischen Arbeit und Familie

1.1. Einführung und Relevanz des Themas

Die makrosoziologischen Rahmenbedingungen, in denen sich Frauen nach dem Eintritt in die Mutterschaft bewegen, stehen in enger Wechselwirkung zueinander. Die Erwartungen, die von der Gesellschaft an sie herangetragen werden, beziehen sich in dieser Lebensphase in erster Linie auf ihre Mutterrolle und können weitgehend mit bedingungsloser Aufopferung und Hingabe umschrieben werden. Die berufliche Identität ist in dieser Lebensphase nicht relevant, wird sogar als störend und unangemessen betrachtet. Das in Österreich vorherrschende kulturelle Werte- und Normensystem schlägt sich wiederum in den wohlfahrtsstaatlichen Regelungen nieder, die Mütter nach der Geburt erwarten.

In den letzten Jahren wurden von Seiten der Familienpolitik zwar bereits einige Bemühungen unternommen, um die Bedingungen für Eltern und insbesondere Mütter zu verbessern und auch Männern Anreize zu bieten, eine Karenzierung in Anspruch zu nehmen. Die Neuerungen in den Rechtsgrundlagen wurden bisher allerdings nur in sehr beschränktem Ausmaß in Anspruch genommen. Es existieren weiterhin normative Hemmnisse, die es Müttern beinahe unmöglich machen, sich von dem tradierten Rollenbild der aufopfernden Rund-um-die-Uhr-Pflegerin zu lösen, die sich mindestens zwei Jahre lang exklusiv dem Nachwuchs widmet. Die Erwartungshaltung von Gesellschaft und persönlichem Umfeld lässt in dieser Angelegenheit meist wenig Spielraum.

Die institutionellen Rahmenbedingungen tun ihr Übriges zur Erschwerung der Rückkehr an den Arbeitsplatz. Das wohl markanteste Problem ist die flächendeckende Unterversorgung mit Kinderbetreuungsplätzen. Für Kleinkinder unter 24 Monaten stellt sich die Situation besonders schwierig dar. Auch die Wirtschaft leistet keinen nennenswerten Beitrag zur positiven Vereinbarkeit der beiden Lebensbereiche. Mütter mit Kindern sind dem gleichen Leistungsdictat unterworfen wie alle ArbeitnehmerInnen.

Der „Wert“ einer Arbeitskraft wird vor allem an der Kontinuität und der Vollzeitarbeit festgemacht. Das Familien- wie das gesamte Privatleben wird von Wirtschaft und Arbeitgebern vor allem als Störquelle verstanden. An die ArbeitnehmerInnen werden Anforderungen gestellt, die ohne dies offenzulegen, voraussetzen, dass es eine weitere Person gibt, die den Großteil der Familienarbeit übernimmt, damit die betriebliche Arbeitsfähigkeit nicht beeinträchtigt wird (vgl. Reinecke, in: Sprey-Wessing, 1992: 183). Diese Person im Hintergrund ist in der überwiegenden Mehrheit der Fälle die Frau. Es wird erst gar nicht versucht, familiengerechte Arbeitsbedingungen zu etablieren.

Die durch die Familiengründung bedingten Auszeiten vom Erwerbsleben gehen allerdings mit einem Verlust an Humankapital und in weiterer Folge mit einem Status- und Positionsverlust am Arbeitsplatz Hand in Hand. Müssen Frauen mutterschaftsbedingt pausieren, haben sie keinerlei Entgegenkommen vom Arbeitsmarkt zu erwarten. Eine längere Berufspause kann vor allem für hochqualifizierte Mütter einen nicht wieder auszugleichenden Karriereknick bedeuten (vgl. Prisching, 2005: 1). Die biologisch determinierte Reproduktionstätigkeit der Frauen resultiert letztendlich in einer Diskrepanz der Konkurrenzfähigkeit mit männlichen Erwerbstätigen.

So stellen sich in kurzen Worten die Erschwernisse dar, mit denen Frauen beim Übertritt in den Status der „Mutter“ konfrontiert sind. Auf den folgenden Seiten möchte ich auf die konfliktreiche Verwobenheit der Frauen mit zwei sehr widersprüchlichen Lebensbereichen näher eingehen. Zuerst soll die Frau als Teil der Arbeitsgesellschaft betrachtet und ihre Sozialisation zur Erwerbsarbeitskraft thematisiert werden. Der Stellenwert der Institution Arbeit im weiblichen Lebenslauf soll herausgearbeitet werden. In weiterer Folge soll die nach wie vor identitätsstiftende Fokussierung auf die Mutterrolle und den privaten Bereich behandelt werden.

1.2. Weibliche Identität in der Arbeitsgesellschaft

Die zunehmende Individualisierung der letzten Jahrzehnte bringt auch ein Aufbrechen der traditionellen weiblichen Rollenschemata mit sich (vgl. Cizek, 2004: 17). Die Möglichkeitsräume und Lebensentwürfe von Frauen haben sich dadurch massiv verändert. Frauen verfügen heute über ein breiteres Spektrum an Wahlmöglichkeiten für ihre individuelle Lebensplanung. Die tradierten Rollenzuschreibungen an das weibliche Geschlecht werden zunehmend obsolet. Das klassische weibliche Rollenmuster der „Nur-Hausfrau“ und Mutter wird immer weniger wertgeschätzt (vgl. Prisching, 2005: 2).

Die typische weibliche Lebensbiografie, an der sich frühere Generationen orientierten, gibt es heute nicht mehr. Weibliche Lebensläufe sind heute immer weniger erwartbar und zunehmend individuell und diskontinuierlich. Die Abfolge der verschiedenen Lebensphasen erfolgt dementsprechend meist nicht mehr nach dem traditionellen Muster. Beck-Gernsheim (1983: 307) sieht die Ausdifferenzierung der weiblichen Lebensgestaltung als Entwicklung vom „Dasein für andere“ zu einem „Stück eigenen Leben“.

Die Abkehr von tradierten Rollenmustern verlangt den Frauen allerdings einiges an Anpassungsleistungen und Innovationsgeist ab. Es werden im Gegenzug keine neuen Orientierungsmuster und Leitbilder für die Identitätsbildung angeboten. Sie sind für die Entwicklung neuer Lebensmodelle selbst verantwortlich, sind ihren individuellen Entscheidungen dabei aber auch schutzlos ausgeliefert und müssen dafür die alleinige Verantwortung übernehmen. Das Individuum wird zum „Manager seiner Biografie und muss sich alleine, ohne den Rückhalt von stabilen Traditionen dem Risiko von Fehlentscheidungen stellen (Petsch, 2000: 16).“

Keddi und Seidenspinner (1990) schreiben dazu: „Demografische, sozio-ökonomische und sozio-kulturelle Entwicklungen haben für heutige Frauengenerationen auf der gesellschaftlichen Ebene zu neuen Möglichkeiten, aber auch zu neuen Anforderungen und auf der subjektiven Ebene zu neuen Formen des Lebenslaufs sowie zu neuen Denk- und Verhaltensweisen geführt,... (Keddi/ Seidenspinner, 1990, 1).“ Die neuen Optionen sind also auch mit neuen Anforderungen verbunden.

Diese orientieren sich an den Anforderungen der Arbeitsgesellschaft, die heute das Leben aller Individuen, ob Mann oder Frau, gleichermaßen prägt.

Die alle Lebensphasen durchdringende Erwerbszentriertheit war entscheidend für den Wandel im Rollenverständnis der Frauen. Beck betont in der „Risikogesellschaft“ (1986: 224ff), dass die individuellen Lebensläufe zunehmend am Normalarbeitsverhältnis ausgerichtet werden. Die zeitliche Strukturierung des Lebens sowie dessen Einteilung in Statuspassagen ist um den Erwerbsverlauf herum organisiert (vgl. Kohli, 1985; Geissler et. al., 1998: 148). Der Berufseintritt stellt heute nicht mehr nur für Männer, sondern auch für Frauen eine der wichtigsten Statuspassagen im Lebenslauf dar.

Neben den „traditionellen“ Anforderungen im privaten Bereich sind Frauen heute auch mit dem Verdrängungswettbewerb am Ausbildungs- und Arbeitsmarkt konfrontiert und müssen sich bewähren (vgl. Beck-Gernsheim, 1989: 27). Sie müssen ihre Lebensplanung ebenso an die Vorgaben von Bildungsinstitutionen und Arbeitsmarkt anpassen wie Männer.

1.2.1. Der hohe Stellenwert der Institution Arbeit im weiblichen Lebenslauf

Was Ausbildung und Beruf betrifft, verfügen Frauen heute über wesentlich größere Gestaltungs- und Wahlmöglichkeiten als noch vor wenigen Jahrzehnten. Frauen können heute eigenständiger als jemals zuvor darüber entscheiden, welche Ausbildung für sie erstrebenswert ist und in welchem Tätigkeitsbereich sie wie viel und zu welchen Konditionen arbeiten wollen. War früher die Familie der zentrale Inhalt, der die Lebensentwürfe der Frauen bereits in jungen Jahren diktierte, so ist dies heute die Erwerbsarbeit. So betont auch Liane Schirra-Weirich: „Die weiblichen Gesellschaftsmitglieder entwerfen immer häufiger Lebenskonzepte, die über eine eigene (künftige) Familie hinausreichen und auf individuelle berufliche Perspektiven ausgerichtet sind (Schirra-Weirich, 1995: 55).“

Die zunehmende Erwerbsbeteiligung der Frauen ist auch eine Reaktion auf die Verschärfung gesellschaftlicher und ökonomischer Risikolagen. Die fortschreitende Fle-

xibilisierung des Arbeitsmarktes und tendenziell sinkende Löhne machen zur Sicherung des Lebensstandards der Familien immer häufiger zwei Einkommen nötig (vgl. Prisching, 2005: 4). Die schwankende Konjunktur, die instabileren Beschäftigungsverhältnisse und der harte Konkurrenzkampf zwischen den ArbeitnehmerInnen bergen außerdem immer das Risiko zu den VerliererInnen zu gehören (vgl. Beck-Gernsheim, 1989: 42). Durch die Berufstätigkeit beider PartnerInnen, kann das Risiko zumindest auf zwei Personen aufgeteilt werden (vgl. Prisching, 2005: 3).

Die Partnerinnen wollen dazu beitragen die finanzielle Situation der Familie zu verbessern, sie wollen sich ihren eigenen Anspruch auf Pension erarbeiten und nicht zuletzt wollen sie größere Autonomie erreichen. Angesichts der Zunahme der Scheidungszahlen bedeutet die eigene Berufstätigkeit für viele Frauen eine gewisse Absicherung, um im Falle des Falles auch unabhängig vom männlichen Partner existieren zu können. Auch die Fragwürdigkeit einer ausreichenden Alterssicherung und die Gefahr von Altersarmut spielt für die jüngeren Kohorten eine entscheidende Rolle.

Es sind aber nicht nur monetäre Beweggründe, die den Wunsch nach Erwerbstätigkeit bedingen. Durch die Berufstätigkeit können sich Frauen selbst verwirklichen, ihre individuellen Fähigkeiten einsetzen und so einen Ausgleich zur familiären Tätigkeit schaffen. Sie wollen insbesondere auch mehr Anerkennung und höheres soziales Prestige erreichen (vgl. Klepp, 2004: 102). Die Sichtbarkeit ihrer beruflichen Leistung und die damit einhergehende Bestätigung sind ihnen wichtig. So wird ihr Selbstwertgefühl gestärkt. Die berufliche Tätigkeit wird immer mehr als sinnstiftend erlebt, während die Privatarbeit meist als monoton und isoliert wahrgenommen wird (vgl. Haas, 2004: 169).

Schirra-Weirich (1995) schreibt: „Frauen entwerfen ein auf beruflicher Selbstverwirklichung und stärker individualisiertem Selbstbild aufbauendes Lebenskonzept, für das sie vom gesellschaftlichen Umfeld eine eher kritische und eingeschränkte Zustimmung erwarten (1995: 180).“ Hier spielt sie auf den zentralen Konflikt an, den Frauen in ihren Biografien heute zu bewältigen haben. Neben der zunehmenden Erwerbszentriertheit der Lebensentwürfe müssen sie weiterhin auch Platz für ihre reproduktive Tätigkeit und die Familienphase finden. Um diesen Spagat geht es im folgenden Kapitel.

1.2.2. Von neuen Chancen und alten Ungleichheiten

Die oben beschriebene Angleichung der Bildungs- und Erwerbsmöglichkeiten der Frauen an jene der Männer wird als eine der bedeutendsten Errungenschaften der westlichen Gegenwartsgesellschaft dargestellt. Bei unreflektierter Betrachtung erscheint die Eröffnung neuer Optionen im außerhäuslichen Bereich als durchwegs positive Entwicklung. Die Realität zeigt jedoch, dass Frauen weit davon entfernt sind, die gleichen Rahmenbedingungen und Realisierungschancen vorzufinden wie Männer. Die Perspektiven am Arbeitsmarkt mögen sich angeglichen haben, was die Anforderungen im Bereich der Kindererziehung und der Familienarbeit angeht, hat sich jedoch wenig verändert (vgl. Schirra-Weirich, 1995: 60).

Das Frauenleben am Anfang des 21. Jahrhunderts ist geprägt von der Gleichzeitigkeit und dem Wandel der weiblichen Rollenleitbilder (vgl. Sprey-Wessing, 1992: 77). Frauen werden heute gleichermaßen für die Anforderungen der Arbeitsgesellschaft sowie ihr Engagement innerhalb der Familie sozialisiert. Dies betonen auch Keddi und Seidenspinner: „Mädchen werden einerseits im Hinblick auf eine spätere berufliche Tätigkeit sozialisiert und qualifiziert, andererseits auf reproduktive Arbeit im Privat- und Familienbereich vorbereitet (Keddi/Seidenspinner, 1999: 3).“

Der Zugewinn an beruflichen Chancen bedeutet keineswegs, dass für die Vernachlässigung der häuslichen Tätigkeiten Verständnis aufgebracht werden kann. Nach der Geburt von Kindern beginnen die Lebensläufe von Frauen und Männern zu divergieren. Der Vater verbleibt im Erwerbsleben, während die Mutter einige Jahre aus dem Berufsleben ausscheidet und nach der erfolgreichen „Aufzucht“ der Kinder versucht wieder in die Erwerbswelt zurückzukehren (vgl. Richter, 2004: 183).

Zu den traditionell der Frau zugeschriebenen Aufgabenbereichen kommt die Erwerbstätigkeit als mittlerweile normierter Bestandteil des weiblichen Alltags hinzu. Von den Frauen wird verlangt, dass sie in einer vom männlichen Lohnarbeiter dominierten Welt als selbstbewusste und eigenverantwortliche Individuen funktionieren (vgl. Sprey-Wessing, 1992: 150). Heute gilt: „Gute Mütter arbeiten“ (Petsch, 2000: 27). Die Frau von heute will und muss berufstätig sein. Jahrzehntelang hat sie ihr Recht auf Arbeit und Ausbildung eingefordert. Nun, da ihr dies ermöglicht wurde, soll

sie es auch in Anspruch nehmen (vgl. Priemel/ Schuster, 1990). Das vorherrschende Normalitätsmodell der Erwerbsarbeit beruht allerdings auf der Annahme von erwerbsbiografischer Kontinuität (vgl. Geissler et al., 1998: 148). Diesem können Mütter nach langjährigen Erwerbsunterbrechungen nicht entsprechen.

Liane Schirra-Weirich (1995) meint dazu: „Zur Zeit ist ein Zustand erreicht, der recht einfach mit dem Begriff der Mehrfachbelastung der Frau durch Beruf und Familie beschrieben werden kann. Oder anders ausgedrückt, die Frauen haben viel dazu gewonnen, aber haben bisher kaum die Möglichkeit erhalten, Aufgabenbereiche abzugeben (Schirra-Weirich, 1995: 61).“ Dies bringt die Frauen nicht nur zeitlich und physisch, sondern auch moralisch und psychisch an ihre Grenzen. Auf die Anforderungen und Probleme, die die doppelte Vergesellschaftung der Frauen mit sich bringt, werde ich später noch eingehend zu sprechen kommen. Zuvor möchte ich jedoch die zweite wichtige Lebenssphäre der Frauen, die Familie, zum Thema machen.

1.3. Mutterschaft in der Arbeitsgesellschaft

„Mutterschaft ist ein sich wandelndes Konstrukt, das von historischen Gegebenheiten, gesellschaftspolitischen Interessen und kulturellen Unterschieden bestimmt wird (Klepp, 2004: 84).“ Die Ausgestaltung der Mutterrolle unterliegt nach Klepp permanenten Veränderungen und passt sich an den gesellschaftlichen Wandel an. Diese Angleichung konnte jedoch mit den massiven sozioökonomischen und kulturellen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte nicht Schritt halten. Die zunehmende Erwerbsbeteiligung der Frauen hat an dem vorherrschenden Modell der Mutterschaft und an den damit verknüpften Erwartungshaltungen nur wenige Spuren hinterlassen. Werden Frauen zu Müttern, gelten die hart erkämpften Freiheiten und Wahlmöglichkeiten nicht länger. Dann werden nach wie vor die Anforderungen der traditionellen Frauenrolle an sie gestellt.

Das traditionelle patriarchale Geschlechtsrollenmodell betont die einzigartige und unersetzliche Bindung zwischen Mutter und Kind. Damit geht gemeinhin der gesellschaftliche Grundsatz: „Die Mutter gehört zum Kind“ einher. Schließlich könne nie-

mand, auch nicht der Vater, eine Alternative zur „naturegebenen Mutterliebe“ anbieten, so die gängige Geisteshaltung. Obwohl dieses Paradigma in den letzten Jahrzehnten durch zahlreiche Forschungsergebnisse eindeutig widerlegt wurde, wird es von Frauen auch heute noch als Teil ihrer Identität verinnerlicht. Beck-Gernsheim kommentiert das Konstrukt der Mutterliebe folgendermaßen: „Das im öffentlichen Bewusstsein festgeschriebene Bild von Mutterliebe und Mutterglück ist nicht falsch – aber es zeigt nur die Hälfte der Wahrheit, ... (Beck- Gernsheim, 1989: 50).“

Das Besondere an der Beziehung zum Kind liegt laut Beck-Gernsheim nicht in der naturegebenen Mutterliebe begründet, sondern vielmehr in der Art, in der man seine Emotionen einem Kind gegenüber ausdrücken kann. „Bedürfnisse, die man im normalen Alltag der hochindustrialisierten und durchrationalisierten Gesellschaft vielfach zurückdrängen muss, darf man zulassen in der besonderen Beziehung zum Kind – und hier eben liegt heute ein wesentlicher Teil dessen was „Mutterglück“ heißt (Beck- Gernsheim, 1989: 30).“ An anderer Stelle schreibt sie: „In der Beziehung zum Kind lassen sich Formen der Vertrautheit und Nähe entdecken, die in anderen Bereichen des Alltags kaum noch erfahrbar sind (ebd.: 32).“

Inge Hehr (1988) meint, dass Frauen latent eine auf die Familie ausgerichtete Lebensperspektive entwickeln, auch wenn dies zumeist erst beim Eintritt in die Mutterschaft sichtbar wird. „Bis zum Zeitpunkt der Geburt des ersten Kindes scheinen die meisten Frauen ein von ihren Müttern fundamental unterschiedliches Leben zu führen, sie üben eine (nicht selten) qualifizierte, meist berufliche Vollzeittätigkeit im erlernten Beruf aus. Doch der „heimliche weibliche Lebensplan“, ..., wird nun manifest (Hehr, 1988: 3).“

Beck-Gernsheim (1989) schlägt in eine ähnliche Kerbe, wenn sie schreibt: „Der Lehrplan der „selbstentworfenen Biographie“ hat die jüngere Generation von Frauen geprägt. Doch mit dem Kind kommt dann ein deutlicher Einschnitt, ja Kurswechsel. Der historische „Individualisierungsschub“, für Frauen erst in den letzten Jahrzehnten spürbar geworden, wird in der privaten Biographie wieder zurückgedreht. Seine Grenze wird zum Schritt aus der Moderne heraus, zum Eintritt in eine gesonderte weibliche Welt, mit anderen Freuden, Leiden und Krisen (Beck-Gernsheim, 1989: 106).“

Frauen erfahren das gesellschaftlich auferlegte Muttermonopol auf das Kind weniger als Zwang denn als ihre eigene Wahl (vgl. Hehr, 1988: 4).“ Nach wie vor sind viele der Meinung, dass die optimale Förderung in den ersten Lebensjahren in der alleinigen Verantwortung der Mutter liegen sollte. Die „Ideologie der intensiven Bemutterung“ (Hays, 1998) ist so tief im Bewusstsein der Frauen verwurzelt, dass sie sich nur schwer davon loslösen können.

Klepp (2004) stellt in ihrer Studie fest, dass zwar ein nicht geringer Anteil an Frauen dem Typ der non-traditionalistischen „Neuen Mutter“ zugerechnet werden kann², dies in der Kleinkindphase jedoch oft nicht umgesetzt wird (vgl. Klepp, 2004: 96). Sie kommt zu dem Ergebnis, dass während dieser Zeit fast ausschließlich die Mütter für die Versorgung des Nachwuchses zuständig sind, wohingegen der männliche Partner sogar überdurchschnittlich viel Zeit in seinen Beruf investiert. Auch jene Paare die ursprünglich eine annähernd egalitäre und gleichberechtigte Partnerschaft gelebt haben, kehren im Prozess der Familiengründung meist zu einer traditionellen Rollenverteilung zu Ungunsten der weiblichen Partnerin zurück.

Die hohen gesellschaftlichen Erwartungen werden von den Frauen internalisiert und reproduziert und führen dazu, dass sie an sich selbst, vor allem im Bezug auf Mutterschaft, sehr hohe Ansprüche stellen. Hehr (1988) sieht die Ursachen für diese latente Fokussierung auf die Mutterrolle so: „Die fehlende Distanzierung und auch das Fehlen von alternativen Lebensmodellen jenseits patriarchaler Mutterschaft verhindern auch eine Veränderung der realen Lebenssituation (Hehr, 1988: 12).“ Sie schreibt weiter: „Alle äußeren Bedingungen (Erwerbslosigkeit, Einkommenssituation etc.) drängen Frauen geradezu in eine Lebenspraxis, die die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung verfestigt (ebd.: 12).“

Ihre Entscheidungsgewalt über ihre Lebensplanung reicht nur bis zu jenem Zeitpunkt an dem sie ein Kind gebären. Von nun an wird von ihnen verlangt, zumindest die Anforderungen der Mutterschaft ohne Murren zu meistern. Der mit dieser Forderung nach uneingeschränkter Aufopferung verbundene Druck ist enorm. Als zentraler Inhalt vieler weiblicher Identitätskonzepte können Selbstlosigkeit und Fürsorge identifi-

² Über 20 % der von Klepp befragten Mütter schätzen den Wert der Berufstätigkeit höher ein als jenen der Mutterrolle.

ziert werden (vgl. Petsch, 2000). Die eigene Identität ist mit der Familienidentität gleichzusetzen (vgl. ebd.). Selbstbestimmung und –verwirklichung werden ab der Geburt eines Kindes als egoistische Unart abgetan. Wie Elisabeth Beck-Gernsheim (1989) es formuliert: „Mutter opfere dich! Leiste Verzicht! (Beck-Gernsheim, 1989: 136)“

Diese Rahmenbedingungen wirken sich enorm auf die Entscheidung für oder gegen eigenen Nachwuchs aus. Schon Brentano (1909) betont, dass die letztendliche Entscheidung für ein Kind rational, biographie- und situationsabhängig ist (nach: Hill/Kopp, 1995: 158). Dass sich immer mehr Frauen letztlich gegen die Mutterschaft entscheiden, heißt jedoch nicht, dass sie sich keine Kinder wünschen. Nave-Herz (1988) führt aus, dass der Wunsch nach Kindern und einer eigenen Familie über die Jahre kaum abgenommen hat und auch heute für die meisten Frauen ein fester Bestandteil der Lebensplanung ist (vgl. Nave-Herz, 1988: 71). Die Opportunitätskosten, die eigene Kinder mit sich bringen, sind vielen jedoch einfach zu hoch. Schließlich kosten Kinder oft die Karriere. In den meisten Fällen reduziert sich der Kinderwunsch allerdings erst nach und nach, wenn den Frauen die Schwierigkeit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zunehmend bewusst wird (vgl. Prisching, 2005: 2). Das Nebeneinander von alten Rollenleitbildern und neuen Lebensformen ist von Unsicherheit, Konflikten, Widersprüchen, Schuldgefühlen, Hoffnungen und Enttäuschungen geprägt und hat einen wesentlichen Einfluss auf die Entscheidung für oder gegen Kinder (vgl. Sprey-Wessing, 1992: 95).

1.3.1. Mutterwerdung

Der Eintritt in die Mutterschaft ist eine der größten Herausforderungen im Leben von Frauen. Er stellt einen kritischen Übergang im Lebens- und Familienzyklus dar, der eine Vielzahl von Anpassungsleistungen und Bewältigungsstrategien erfordert. Liane Schirra-Weirich (1995) meint beispielsweise: „... die Anfangsphase der Familie mit dem Ansteigen der Verantwortung für eigene Kinder und der Erweiterung der Interaktionsmöglichkeiten verursachen nachhaltige Veränderungen der individuellen Erfahrungen und Interpretationen... (Schirra-Weirich, 1995: 28).“ Auch Beck-Gernsheim konstatiert mit dem Zeitpunkt der Geburt des ersten Kindes einen Biografiewechsel

(vgl. Beck-Gernsheim, 1989: 50). Die einstmals unabhängige berufstätige Frau ist plötzlich gezwungen ihre Erwerbstätigkeit aufzugeben oder zumindest stark einzuschränken. Gleichzeitig tritt sie in einen neuen Arbeitsbereich ein, jenen der Kinderbetreuung und der Haushaltsführung (vgl. ebd.: 50).

Die Geburt des ersten Kindes ist mit großen, nicht nur positiven Veränderungen der Lebensführung verbunden und stellt im Lebensentwurf einen deutlichen Einschnitt dar. Einerseits werden die Geburt des eigenen Kindes und die damit verbundenen positiven Erfahrungen und intensiven Gefühle als äußerst beglückend erlebt. Gleichzeitig verspüren Mütter aber auch viele Ängste. Neben der generellen Unsicherheit in Bezug auf die Versorgung des Kindes, den Einschränkungen der persönlichen Freiräume und den Anpassungsproblemen an den neuen, vom Kind diktierten Zeitrhythmus belasten auch die Rollenunsicherheit in der neuen Funktion als Mutter und die Angst keine „gute“ Mutter zu sein die Zeit nach der Geburt (vgl. Klepp, 2004).

Die vorher autonomen Arbeitnehmerinnen werden durch die Geburt plötzlich zu isoliert lebenden Müttern, die sich nur noch in der häuslichen Sphäre bewegen und deren Leistungen kaum Anerkennung finden (vgl. Petsch, 2000: 292). Durch die Beschränkung auf den häuslichen Bereich verlieren die Frauen das Selbstwertgefühl, das durch die Anerkennung in der Berufswelt aufgebaut wurde (vgl. Beck-Gernsheim, 1989: 54). Zudem bedingt der Übergang zur Mutterschaft meist eine Verminderung der Lebensqualität (vgl. Klepp, 2004: 101). Ohne zusätzliches Einkommen des Partners wäre die finanzielle Situation für die meisten Frauen mit kleinen Kindern sehr schwierig.

Auch vermehrte Konflikte mit dem Partner, die angesichts der neuen Lebenssituation auftauchen können, und die große zeitliche Beanspruchung durch die Versorgung und Betreuung des Kindes, beanspruchen die Mütter stark. All diese Faktoren bringen Mütter oft an die Grenzen ihrer emotionalen und physischen Belastbarkeit (vgl. Sieverding, 1995). Besonders erschwert wird ihre Situation durch das Gefühl der Isolation, das angesichts der Beschränkung der Kontaktmöglichkeiten zum sozialen Umfeld auftritt.

Keddi und Seidenspinner (1990) beschreiben die Situation der Mütter so: „Die meist bewusste Entscheidung für ein Leben mit Kindern ist auf emotionale Bedürfnisse und subjektive Gründe wie Glück, Freude, Spaß und Sinnerfüllung zurückzuführen und deutet auf eine neue Beziehungsqualität zu Kindern hin, die aber auch mit neuen Anforderungen an eine gute Mutter und an die Qualität der Kindererziehung verbunden ist. (Keddi/ Seidenspinner, 1990: 5).“ Beck-Gernsheim (1989) bringt die Ambivalenzen der Mutterschaft so auf den Punkt: Das „Mutterwerden“ vereint die Einschränkung mit der Bereicherung des Lebens (vgl. Beck-Gernsheim, 1989: 102).

Die Identität der Frau sollte jedoch nicht auf ihre Gebärfähigkeit beschränkt werden. Sigrid Schiller (1991) betont, dass die Mutterschaft zwar ein bedeutender Aspekt der Identitätsbildung einer Frau ist, jedoch bei weitem nicht der einzige: „Auch wenn Mutterschaft ins Zentrum der weiblichen Identität gehört – indem sie die ursprüngliche biologische, weiblichen Potenz, die Gebärfähigkeit, betont – darf sie doch nicht das einzige identitätsbildende und zur Selbstverwirklichung führende Moment bei Frauen sein (Schiller, 1991: 97).“ Es ist wichtig für Frauen, sich nicht nur als Mütter zu begreifen, sondern auch als Erwerbstätige, Lebenspartnerinnen und vor allem als eigenständige Individuen.

1.3.2. Arbeitnehmerin und Mutter

Kaum eine Entscheidung beschränkt die beruflichen Möglichkeiten von Frauen so sehr wie die Geburt eines Kindes (vgl. Hill/ Kopp, 1995: 160). Die Erwerbstätigkeit von Frauen ist erheblich davon beeinflusst, ob sie Kinder haben oder nicht. Kinder stellen einen wesentlichen Diskriminierungsfaktor dar (vgl. Engelbrecht, 1992; nach: Hill/ Kopp, 1995: 177). Die Erwerbstätigenquote einschließlich Elternkarenz liegt bei Frauen mit Kindern unter drei Jahren nur bei 55%. Bei Frauen im Alter von 25 bis 29 Jahren ohne Kinder ist sie mit rund 86% deutlich höher als bei gleichaltrigen Frauen mit Kindern (59%) (vgl. Statistik Austria, 2005).

Nicht nur der Beteiligungsgrad, sondern auch der zeitliche Umfang der Erwerbstätigkeit von Frauen hängt wesentlich vom Vorhandensein von Kindern ab. In vielen Fällen ist die Reduzierung der Arbeitszeit der einzige Weg die Erwerbstätigkeit weiter

fortzuführen (vgl. Wallner, 2000: 76). Dies kann allerdings oft nur mit einem Berufswechsel verwirklicht werden, meist in weniger qualifizierte Sparten. Rund 60 Prozent aller teilzeitarbeitenden Frauen geben als Begründung für ihre Teilzeitarbeit familiäre Gründe an. Dörfler (2004) formuliert es so: „Der Anstieg der weiblichen Teilzeitquote ging mit einer generell steigenden Frauen- und vor allem Müttererwerbstätigkeit einher, was die Bedeutung von Teilzeitbeschäftigung als Mittel zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf verdeutlicht (Dörfler, 2004: 17).“

Teilzeitarbeit wird von der Politik immer wieder als geeignete Maßnahme präsentiert, um Beruf und Familie unter einen Hut zu bekommen. Allerdings wird bei Teilzeitbeschäftigten die Doppelbelastung oft nicht wahrgenommen, da sich scheinbar alles gut einteilen lässt (vgl. Wallner, 2000: 80). Die Anforderungen, die Haushaltsführung und Kinderbetreuung an die Mütter stellen, werden jedoch nicht vermindert und viele Frauen versuchen das bisherige Niveau auch neben einer Teilzeitbeschäftigung aufrecht zu erhalten (vgl. ebd.).

Ob diese Art der Beschäftigung eine Lösung für die Vereinbarkeitsproblematik sein kann, hängt aber von vielen individuellen Faktoren ab (vgl. Dörfler, 2004: 10). Teilzeitarbeit birgt jedenfalls auch viele Schattenseiten. Vor allem in niedrig qualifizierten und schlecht bezahlten Tätigkeitsbereichen herrschen Teilzeitarbeitsverhältnisse vor. In qualifizierten Berufen gibt es selten Teilzeitbeschäftigungsmöglichkeiten. Hochqualifizierte Mütter haben dadurch oft keine andere Wahl als eine unvorteilhaftere Position anzunehmen (vgl. Dörfler, 2004: 21). Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie mit Hilfe von Teilzeitarbeit geht demnach meistens mit einer Dequalifizierung und zumindest einer Zurückstellung der Berufskarriere einher. Frauen werden so geradezu in Verhältnisse gedrängt, die ihre Abhängigkeit vom männlichen Partner weiter aufrecht erhalten. Die Frau wird auf die Rolle der „Dazuverdienerin“ reduziert und die klassischen Rollenzuschreibungen werden weitergeführt (vgl. Dörfler, 2004: 22).

Die Chancen auf ein zufriedenstellendes Erwerbsleben müssen bei Teilzeitarbeitsplätzen insgesamt eher negativ beurteilt werden: Aufstiegsmöglichkeiten, existenzsicherndes Einkommen sowie berufliche Aus- und Weiterbildung sind für Mütter in Teilzeitarbeitsverhältnissen keineswegs die Regel. Die Ausweitung der Teilzeitbeschäftigung sowie die Einführung der Elternteilzeit sollen den Arbeitnehmerinnen das

Gefühl vermitteln, dass auf ihre Interessen und Bedürfnisse eingegangen wird. Tatsächlich trägt diese Praxis dazu bei, dass flexibilisierte und ungeschützte Arbeitsformen auf niedrigem Stunden- und Lohnniveau für Frauen zum Standard werden. „Was an und mit den Müttern lautlos und ohne Widerstand praktiziert werden kann, wird schnell zum Maßstab für alle Frauen“ (Hehr, 1988: 2) merkt Inge Hehr kritisch an.

Abschließend soll an dieser Stelle noch darauf hingewiesen werden, dass die Frage, ob flexible, an das Leben im Familienkontext angepasste Beschäftigungsverhältnisse abzulehnen oder zu begrüßen sind, eine paradigmatische ist. Diese Diplomarbeit basiert auf der Annahme des Primats der Erwerbsarbeitszentriertheit, die die Lebenslaufkonstruktion aller Individuen anleitet. Ob dies erstrebenswert ist oder nicht, kann und soll hier nicht zum Thema gemacht werden. Die Autorin sieht diese Entwicklung durchaus kritisch, orientiert sich allerdings an gesellschaftspolitischen und sozio-ökonomischen Gegebenheiten der Arbeitsgesellschaft.

Beck-Gernsheim (1989) geht mit der Arbeitszentriertheit der heutigen Industrie- und Wissensgesellschaft kritisch um: „Je stärker Frauenarbeitsplätze zu „Arbeitsplätzen wie andere auch“ werden, desto stärker werden Frauen gezwungen, sich als „Berufstätige wie andere auch“ zu verhalten. Sie werden eingebunden in ein festes System von vertraglichen Regelungen, rigiden Arbeitszeiten, standardisierten Leistungsvorgaben; die Berufswelt ist orientiert an den selbstverständlichen Alltagsgewohnheiten männlicher Arbeitskräfte, die nicht nur keine Kinder zu versorgen haben, sondern meist jemanden haben, die ihnen die Alltagsarbeit abnimmt (Beck- Gernsheim, 1989: 51).“ Die hier präsentierte Kritik soll nicht nur für Frauen mit Kindern gelten, sie kann durchaus auf die Gesamtheit der im Erwerbsarbeitssystem verorteten Individuen erweitert werden.

Wie auf den letzten Seiten dargelegt wurde, sind Frauen heute erwerbstätige Familienmitglieder und in dieser Position mit vielschichtigen Anforderungen und Erwartungen konfrontiert. Wie beide Anforderungsprofile kombiniert werden können, ist weitgehend offen. Zum großen Teil scheinen die Erwartungen an die Arbeitnehmerin und jene an die Mutter nicht oder wenigstens nur unter großen Anstrengungen vereinbar zu sein. Die Verstricktheit der Frauen mit den beiden Lebensbereichen Familie und

Arbeit wird mit dem Begriff der doppelten Vergesellschaftung zusammengefasst. Mit dieser möchte ich mich im nächsten Kapitel eingehend beschäftigen.

1.4. Doppelte Vergesellschaftung - Weibliche Identität zwischen den Fronten

In den Sozialwissenschaften wird häufig von der „Doppelten Vergesellschaftung“ der Frau gesprochen. Dies bedeutet, dass die weibliche Identitätsverortung zwei unabhängige Lebensbereiche umfasst, jenen der Erwerbs- und jenen der Haus- und Familienarbeit (vgl. Becker-Schmidt, Poser, u.a.). Diese beiden Bereiche können umfassender auch als Gegensatz von Öffentlichkeit und Privatheit dargestellt werden. Keddi und Seidenspinner (1990) betonen die Besonderheit dieser spezifisch weiblichen Doppelorientierung: „Weibliche Lebenszusammenhänge sind durch die Verschränkung und doppelte Bezogenheit auf zwei von ihrer Logik her gegensätzliche Lebensbereiche geprägt. Diese Doppelorientierung auf familiales und partnerschaftliches Zusammenleben einerseits und berufliche Tätigkeit andererseits, wie sie für heutige Frauengenerationen ... als Grundmuster ihrer Lebensorientierung kennzeichnend ist, prägt Individualisierungsprozesse für Frauen in spezifischer Weise (Keddi/ Seidenspinner, 1990: 3).“

Die Teilhabe am Erwerbsarbeitsprozess trägt entscheidend zur positiven Selbsteinschätzung, persönlichen Entwicklung und Entfaltung der sozialen Identität der Frauen bei (vgl. Beck-Gernsheim, 1989: 53). Die überwiegende Mehrheit der jungen Frauen in Österreich wünscht sich aber auch Kinder und Familie. Dieser Wunsch ist ungebrochen groß, trotz des Bewusstseins, dass neben der Erwerbstätigkeit und der Haushaltsführung dann auch noch die Herausforderungen der Mutterschaft bewältigt werden müssen.

Die Antwort der Frauen auf diese Situation ist das heute zur Normalität gewordene Lebensmodell der Doppel- bzw. Dreifachbelastung mit Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kindererziehung. Dieses Modell ist allerdings sehr konfliktbehaftet und mit hohen psychischen und physischen Kosten verbunden. Frauen leben mit dem ständigen

Druck nicht nur für sich, sondern auch für ihre Lieben die ideale Balance zwischen Beruf und Familienleben finden zu müssen. Inge Hehr (1998) formuliert es drastisch: „Doppel- oder Dreifachbelastung ist die beschwichtigende Umschreibung für die Lebenssituation der Frauen, die vollzeitig in drei Jobs gleichzeitig arbeiten, im Beruf, zuhause und mit den Kindern (Hehr, 1998: 2).“

1.4.1. Die schwierige Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Unter der „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ wird inhaltlich sowohl einer der zentralen Wünsche junger Mütter thematisiert, als auch eines der größten Probleme in den Lebensläufen von Frauen. Sie sind gefordert innovative und individuelle Lösungen zu finden, um die Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienkarriere zu gewährleisten. Sie müssen versuchen die oft konträren und widersprüchlichen familiären und beruflichen Ansprüche in einen stimmigen Ausgleich zu bringen (vgl. Schirra-Weirich, 1995: 9). Der Wunsch der Frauen beide Lebensbereiche miteinander zu verbinden, bringt meist jedoch eine große Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit ans Tageslicht (vgl. Sprey-Wessing, 1992: 78).

Den Grund dafür, dass Frauen die Vereinbarkeit so schwer fällt, sehen Keddi und Seidenspinner (1990) darin, dass beide Lebensbereiche so angelegt sind, dass sie „die ganze Frau beanspruchen“ (Keddi/ Seidenspinner, 1990: 8). Die Familie aufgrund des tradierten Bildes von der rund um die Uhr verfügbaren und fürsorglichen Mutter, der Beruf aufgrund der Orientierung am männlichen Vollzeiterwerbstätigen. Beck-Gernsheim (1989) formuliert es so: „Denn je mehr die Frau sich bemüht, eine „gute Mutter“ zu sein, nach den Geboten der Pädagogen – desto mehr ist sie, nach den Maßstäben der Leistungsgesellschaft, „diffus“ und „chaotisch“, „disziplinlos“ und „ineffizient“ (Beck-Gernsheim, 1989: 65).“ Die kinder- und familienfeindlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen der modernen Industrie- und Wissensgesellschaft stehen im Widerspruch zu der starken Kinderzentriertheit, die heute vorherrscht (vgl. ebd.).

Die Organisationsbedingungen der Wirtschaft bestimmen heute die Lebensbedingungen der Familien. Der Arbeitsmarkt verlangt nach wie vor nach möglichst flexiblen und belastbaren Vollzeitarbeitskräften. Berufstätige Frauen müssen sich ebenso an

dieses von der Gesellschaft vermittelte ursprünglich männliche Erwerbsmuster halten, um am Arbeitsmarkt bestehen zu können. Von Müttern wird allerdings nach wie vor absolute Hingabe und Aufopferung für den Nachwuchs erwartet. Elisabeth Beck-Gernsheim (1989) schreibt dazu: „Auf der einen Seite prämiert unsere Kultur die Selbstdisziplin, das zielstrebige Handeln, das gegen Widerstände sich durchsetzt. Aber auf der anderen Seite verlangt sie von den Frauen als Müttern, dass sie dies rational gerichtete Denken, Planen und Handeln, das ihnen von Bildungssystem bis Berufswelt durchgängig antrainiert wurde, nun wieder aufzugeben, um plötzlich neuen Gesetzen zu folgen: dass sie unterbrechen, was immer sie selber tun, wenn das Kind es verlangt (Beck- Gernsheim, 1989: 65).“

Die strukturellen Anforderungen des Arbeitsmarktes stürzen Frauen, die einen Kinderwunsch hegen, in einen sehr komplexen Lebenskonflikt. So sieht es auch Inge Hehr (1988), wenn sie schreibt: „Die objektiven Strukturen des Erwerbsarbeitsmarktes sind eine Seite des Grundkonfliktes, der Müttern aufgezwungen wird. Die subjektive Verstricktheit der Frauen in das System der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung macht die Falle komplett (Hehr, 1988: 2).“ Personen, die neben der Berufstätigkeit auch für eine Familie und Kinder verantwortlich sind, erscheinen gemessen an den Anforderungen des Arbeitsmarktes als unzuverlässig und defizitär (vgl. Reinicke; in: Sprey-Wessing, 1992: 184). Mütter mit Kleinkindern sind in das verlangte Modell der Normalarbeitskraft nicht integrierbar. Krüger et al. bringen es so auf den Punkt: „Eine gute Mutter hat keinen Beruf – eine vollwertige Arbeitskraft hat kein Kind (Krüger et al., 1987; nach: Sprey-Wessing, 1992: 185).

Inge Hehr (1988) weist auf die Doppelbödigkeit der Diskussion um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie hin. In vielen Forschungsbeiträgen geht es vorrangig um die Frage, wie Frauen ihren Wunsch nach Erwerbstätigkeit so in den Alltag integrieren können, dass ihre „eigentlichen“ Aufgaben als Hausfrau und Mutter nicht behindert werden (vgl. Hehr, 1988: 139). Die Familienbalance soll durch die Erwerbstätigkeit nicht gestört werden. Nach Hehr (1988) geht es bei dieser Diskussion „im Kern immer um ein Thema: Wie ist es zu schaffen, dass die „Erwerbsneigung“ von Frauen so aufgenommen und zugleich kanalisiert wird, dass Frauen ihre „eigentliche“ Bestimmung, Hausfrau und Mutter zu sein, nicht vernachlässigen (ebd.: 1).“ Erwerbsarbeit ja, aber nur so weit sie der Familie und der Kindererziehung nicht im Weg steht.

Wird den Müttern die Mehrfachbelastung zu viel, haben sie lediglich die Möglichkeit zur Reduzierung der Erwerbsarbeitszeit. Darum werden oft ungeschützte oder prekäre Arbeitsverhältnisse eingegangen, die, für den Fall dass die Familie darunter leidet, jederzeit wieder aufgegeben werden können. Inge Hehr (1988) bezeichnet die geringfügige oder Teilzeitbeschäftigung für viele Frauen als die einzige Möglichkeit „sich einige Stunden Erwerbsarbeit zu gönnen ohne jedoch „richtig arbeiten“ zu gehen“. So entwickeln Frauen eine Lebenspraxis, in der die eigene Erwerbstätigkeit möglichst unsichtbar zu sein hat, so Hehr.

„Frauen sind bei der Organisation ihrer täglichen Arbeitszeit mehrheitlich darum bemüht, die beiden Lebensbereiche Beruf und Familie zu koordinieren und aufeinander abzustimmen,... (Schirra-Weirich, 1995: 114).“ Schon der zeitliche Aufwand der betrieben werden muss, um beiden Lebensbereichen Platz bieten zu können, ist enorm. Aus diesem Grund arbeiten Frauen auch deutlich mehr als Männer. Daten der Statistik Austria, die bezahlte und unbezahlte Arbeit summieren, bestätigen dies: „Vergleicht man die Summen der geleisteten Wochenarbeitszeit von Männern und Frauen über das gesamte Erwachsenenalter hinweg (18-84 Jahre und älter), so zeigt sich, dass Frauen mit durchschnittlich 45 Stunden wöchentlich wesentlich mehr an Arbeit verrichten als Männer, die durchschnittlich 35 Stunden arbeiten (Statistik Austria, 2008).“

Die vorhandenen empirischen Befunde über die Lebenssituation von Frauen mit kleinen Kindern weisen deutlich auf die enorme Gesamtbelastung von Müttern hin (vgl. Klepp, 2004: 92). Für berufstätige Mütter spitzt sich die Belastungssituation noch weiter zu. Martina Reinecke (1992) schreibt: „Frauen tragen mit privaten Lösungsversuchen die materiellen, sozialen, psychischen und physischen Kosten einer Organisation des Erwerbslebens, die die Sorge für Kinder ausblendet (In: Sprey-Wessing, 1992: 182).“ Auch Schirra-Weirich (1995) schreibt: „Berufstätige Frauen mit Familie sind besonderen physischen und psychischen Belastungen ausgesetzt und verfügen über sehr eng bemessene bzw. keine Zeitressourcen für persönliche Wünsche, Bedürfnisse und Interessen (Schirra-Weirich, 1995: 115).“ Die Anforderungen durch die Erwerbsarbeit werden gegenüber den Aufgaben in Haushalt und Familie allerdings als eher gering belastend eingestuft.

Das tatsächliche Ausmaß der empfundenen Belastung hängt allerdings im Einzelfall von diversen Faktoren ab: Welche berufliche Position haben die Frauen inne und wie viel arbeiten sie? Welche Methoden zur Stressbewältigung wenden sie an? Wird die Berufstätigkeit vom Partner und vom restlichen persönlichen Umfeld unterstützt usw. (vgl. Klepp, 2004: 92)? Die Unterstützung des sozialen Netzwerks etwa durch positive Verstärkung der Erwerbsneigung übt demnach einen unmittelbaren Einfluss auf die Belastungssituation und das subjektive Wohlbefinden der Mütter aus.

Wenn es darum geht, Lösungen für die Vereinbarkeit beider Bereiche zu finden, fällt es berufstätigen Müttern allerdings meist schwer, sich ihrem sozialen Umfeld anzuvertrauen und um Hilfe und Unterstützung zu bitten. Schirra-Weirich (1995) meint: „Berufstätige Frauen – insbesondere diejenigen mit Kindern – sind darum bemüht, die Vereinbarkeit der beiden Lebensbereiche Beruf und Familie als konfliktfreien Raum – zumindest im Hinblick auf den Berufsbereich – darzustellen (Schirra-Weirich, 1995: 116).“ Hehr (1988) wiederum sieht auch das Eingestehen von Problemen im familiären Bereich als schwierig an: „Die gesellschaftlich geprägte und subjektiv verinnerlichte dominante Familienorientierung gibt den Frauen kaum Spielräume, Entlastung einzufordern. (Hehr, 1988: 11)“. Die Betroffenen verschweigen Probleme aus Angst vor gesellschaftlicher Stigmatisierung.

Junge Frauen bemühen sich heute vorrangig um eine gute (Aus)bildung und im Anschluss um eine qualifizierte berufliche Tätigkeit und entschließen sich erst relativ spät für eigene Kinder. Dies trotz des nach wie vor ungebrochen hohen prinzipiellen Kinderwunsches. Hier lässt sich deutlich sehen, in welchem Zwiespalt Frauen heute stehen. Auch in Zeiten, in denen Frauen ihre Berufstätigkeit als Selbstverständlichkeit betrachten, werden Karrierepläne noch immer von der familiären Situation abhängig gemacht. Frauen machen sozusagen „Karriere auf Abruf“ (Beck-Gernsheim, 1980: 23). Die Erhebung von Liane Schirra-Weirich (1995) ergab, dass fast die Hälfte der befragten Frauen im Zuge der Familiengründung ihre Karrierepläne aufschoben (vgl. Schirra-Weirich, 1995: 122).

Die große Schwierigkeit der Vereinbarung von Beruf und Familie stellt für viele schon im Voraus ein nahezu unüberwindbares Hindernis dar. Oft sehen die Frauen keinen

anderen Ausweg als sich für eine der beiden Seiten zu entscheiden. Man hat die Wahl zwischen dem Verzicht auf einen der beiden Lebensbereiche oder einer dauerhaften Mehrfachbelastung. Es scheint, als wäre beides zu viel, eines alleine allerdings zu wenig (vgl. Becker-Schmidt et al., 1984).

Trotz all der Belastungsmomente kann eine dauerhafte Doppellorientierung durchaus positiv im Lebensalltag integriert werden und auch ein maßgebliches Moment der individuellen Zufriedenheit darstellen. Eine Beschränkung auf einen der beiden Lebensbereiche bringt hingegen oft größere psychische und physische Probleme mit sich als eine kräfte- und zeitraubende Doppelbelastung. Diesen Gedanken möchte ich im nächsten Kapitel weiter ausführen.

1.4.2. Doppellorientierung als weibliche Individualisierungsform

Petsch (2000) betont, dass die Wahrnehmung der eigenen Identität von der Verteilung der Aufgaben im Alltag abhängt. „Mütter fühlen sich am Arbeitsplatz mehr als Frau, zu Hause stärker als Mutter. Wenn Mütter arbeiten oder alleine sind, fühlen sie in sich einen höheren Frauenanteil, wechselt die Situation und sie sind zu Hause, tritt stärker „die Mutter“ in den Vordergrund (Petsch, 2000: 300).“ Während sie im Arbeitsalltag also ihre „wahre“ Identität besser nach außen kehren können, zeigt sich im Familienalltag eher die Mutteridentität.

Frauen, die sowohl eine Familie haben als auch erwerbstätig sind, sind im Vergleich zu „Nur-Hausfrauen“ und „Nur-Erwerbstätigen“ meistens zufriedener mit ihrem Leben (vgl. Petsch, 2000). Ohne materielle Unabhängigkeit und eigene produktive Aufgabe verfügen viele Frauen über wenig Selbstwertgefühl. „Nur-Hausfrauen“ leiden außerdem häufig unter sozialer Isolation und Frustration. Es konnte auch gezeigt werden, dass sich erwerbstätige Mütter signifikant weniger krank fühlen als solche, die sich lediglich mit Haushaltsführung und Kindererziehung beschäftigen (vgl. Klepp, 2004: 87). So stellt auch Barbara Wallner (2000) fest, dass sich die Erwerbstätigkeit grundsätzlich positiv auf die Gesundheit von Müttern auswirkt (vgl. Wallner, 2000: 75).

Empirische Befunde belegen, dass der Eintritt in die Mutterschaft die Prioritäten, die Frauen den beiden Lebensbereichen einräumen, deutlich verändert. Petsch (2000) stellt fest, dass ein eigenes Kind den Stellenwert des Berufs deutlich verringert. Die Arbeit wird nach der Geburt des ersten Kindes als „nicht mehr so wichtig“ eingestuft (vgl. Petsch, 2000: 298). Familie bzw. Kinder sind jener Lebensbereich, der den Frauen am wichtigsten ist. Der Beruf folgt allerdings dicht darauf an zweiter Stelle (vgl. Blaschke/ Cyba, 1996).

Keddi und Seidenspinner (1990) stellen eine spezifisch weibliche Variante der Individualisierung ins Zentrum ihrer Betrachtungen und zwar jene, die auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie fokussiert. Die Autorinnen legen dar, dass dies nicht nur mit Schwierigkeiten und Ambivalenzen verbunden ist, sondern dass Frauen diese beiden Lebensbereiche ganz bewusst gleichzeitig, im Sinne einer „aktiven Doppelbelastung“, leben wollen (vgl. Keddi/ Seidenspinner, 1990: 8).

Die Doppelorientierung auf Beruf und Familie wird nach der Konzeptionierung der beiden Autorinnen als spezifische Stärke der Frauen verstanden. „Das als ambivalent bewertete Verhalten und die Orientierung von Frauen stellen keinen defizienten Modus von Individualisierung dar, sondern verdeutlichen das Spezifische am Wandel weiblicher Lebensentwürfe. Die ausschließliche Orientierung an Individualisierungsprozessen nach männlichem Muster wird den Lebenszusammenhängen von Frauen nicht gerecht, da sie die identitätsstiftende Funktion von Erwerbstätigkeit und selbständiger Existenzsicherung ins Zentrum rückt. Individualisierung entfaltet sich in weiblichen und männlichen Lebenszusammenhängen unterschiedlich (Keddi/ Seidenspinner, 1990: 2).“

Dabei legen sie Phantasie und Eigeninitiative an den Tag. „Frauen machen nicht, wie ihnen oft vorgeworfen wird, „aus der Not eine Tugend“, sondern entwickeln kreative Bewältigungsstrategien (Keddi/ Seidenspinner, 1990: 9).“ Sie versuchen die Modelle der Ausschließlichkeit durch Modelle der Gleichzeitigkeit beider Lebensbereiche zu ersetzen (vgl. Keddi/ Seidenspinner, 1990: 8). Sie wollen sich nicht einem der beiden Bereiche in totaler, den anderen ausschließender Weise widmen, sie wollen beide gleichrangig leben. Zum einen sollen und wollen Frauen ebenso wie Männer dem Ideal der Leistungsgesellschaft entsprechen und mobil und flexibel auf die Anforde-

rungen des Arbeitsmarktes reagieren. Zum anderen sollen und wollen sie aber auch weiterhin Verantwortung für die familiäre Reproduktion übernehmen. Sie sollen und wollen den Kindern ein liebevolles und geordnetes zu Hause schaffen.

Für viele Frauen ist gerade die Verbindung der gegensätzlichen Belastungen und Befriedigungen interessant, da sie sich gegenseitig ergänzen und somit die allgemeine Lebenszufriedenheit positiv beeinflussen. Diesem Ansatz möchte ich mit meiner Diplomarbeit folgen und insbesondere die positive Integration der Doppelbelastung mit Familie und Beruf in den weiblichen Lebensalltag herausarbeiten. Ich werde dabei die soziale Einbettung auf ihre unterstützende Wirkung bezüglich der Umsetzung einer „bewussten aktiven Doppelbelastung“ betrachten.

Wichtig erscheint es auch, die aktive Doppelbelastung baldigst möglich im eigenen Lebensalltag zu verankern. Ein rascher Wiedereinstieg ins Berufsleben trägt dazu bei, dass Frauen den Anschluss im Job nicht verlieren und ist somit die Grundlage einer dauerhaften Festigung der beruflichen Position. Darum sollen im nächsten Kapitel der Wiedereintritt und die damit einhergehenden Relevanzfaktoren näher betrachtet werden.

1.5. Wiedereinstieg nach der Elternkarenz

1.5.1. Erwerbsunterbrechungen und ihre Folgen

Der Hauptgrund von Frauen für eine Unterbrechung oder gar Aufgabe der Erwerbstätigkeit ist die Geburt des ersten Kindes (vgl. Wallner, 2000: 76). Zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr sinkt die Erwerbsbeteiligung um etwa 30 Prozent (vgl. Hill/ Kopp, 1995: 55). Eine Unterbrechung der Erwerbstätigkeit hat in den meisten Fällen jedoch negative Auswirkungen auf die weitere Berufslaufbahn der Frauen. „Durch eine längere Abwesenheit vom Erwerbssystem verschlechtert sich die Position in der Konkurrenz um Arbeitsplätze erheblich. Potentielle DienstgeberInnen befürchten in diesem Fall entweder, dass die früher erworbenen Kenntnisse nicht mehr den aktuellen Anforderungen entsprechen oder dass überhaupt nur mehr lückenhafte Grundkenntnisse vorhanden seien (Hausegger et al., 1995: 14).“

Keddi und Seidenspinner (1990) meinen dazu: „Unser Beschäftigungssystem ist so zugeschnitten, dass Frauen lediglich als Spezialkategorie auftauchen in einem Arrangement, das sich mit der Fiktion des Vollzeitarbeiters mit lebenslanger Perspektive einrichtet. Dies bedeutet, dass – entsprechend der männlichen Normalbiografie – so getan wird, als ob alle Menschen ganztags und lebenslang nichts anderes zu tun hätten, als ihren beruflichen Interessen und Karrierebestrebungen nachzugehen... Entsprechend fallen Abweichungen von der Normalbiographie, verstanden als durchgängiger Erwerbsbiographie, immer zu Ungunsten der Abweichenden, hier der Frauen, aus (Keddi/ Seidenspinner, 1990: 7).“ Durch längere Erwerbsunterbrechungen entstehen Frauen also langfristige Karriere- und somit auch Verdienstnachteile. Phasen der Unterbrechung des Erwerbslebens der Frau werden zum Grundstock für die weitere Fortschreibung des Machtgefälles zwischen Männern und Frauen.

Findet der Wiedereintritt nach der Elternkarenz nicht innerhalb einer relativ kurzen Zeit statt, potenzieren sich die Rückkehrprobleme (vgl. Hausegger et al., 1995: 85). Der männliche Partner verstärkt aufgrund der größeren finanziellen Belastung sein berufliches Engagement, während die Frau in der Zeit ihrer Berufsabstinenz an Humanressourcen und somit an Attraktivität für den Arbeitsmarkt verliert. Dieser Verlust von Humankapital vergrößert sich je länger die Unterbrechung dauert (vgl. Wallner, 2000: 76). Zudem verändert sich der familiäre Verantwortungsbereich der Frauen während einer längeren Erwerbspause stark (vgl. Hausegger et al., 1995: 87). Mit der Unterbrechung der Erwerbsarbeit übernehmen Frauen neben der Kinderbetreuung auch in stärkerem Maße Aufgaben im Haushalt, während der männliche Partner sein Engagement in diesem Bereich einschränkt.

Die Familie gewöhnt sich an die verlässliche Übernahme aller häuslichen Pflichten durch die Mutter. Will diese die Situation verändern, um wieder ein Stück Selbständigkeit und Anerkennung zurückzuerobert, ist der Widerstand von Mann und Kindern oft massiv (vgl. Hausegger et al., 1995: 14). Der Familienalltag müsste neu strukturiert werden und an die neue Aufgabenteilung der Mutter angepasst werden. So ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass vielen Frauen der Schritt zurück in die Berufstätigkeit zusätzlich erschwert wird. Zudem verkümmert über die Jahre der fehlenden Anerkennung das Vertrauen der Frauen in die eigenen Fähigkeiten und Kom-

petenzen (vgl. Hausegger et al., 1995: 15). Sie werden beim beruflichen Neuanfang von einer großen Unsicherheit begleitet.

Die berufliche und gesellschaftliche Chancengleichheit der Frauen bleibt angesichts der massiven Probleme, die längere Erwerbsabstinenz mit sich bringt, weiterhin eine Utopie. Als Ansatz zur Lösung dieses Dilemmas, wird hier die These vertreten, dass lediglich ein möglichst rascher Wiedereinstieg ins Berufsleben diese Diskrepanz ausgleichen und somit das Chancengefälle zwischen den Geschlechtern überwinden kann. Je früher die Rückkehr ins Berufsleben stattfindet, desto geringer sind die zu erwartenden Schwierigkeiten (vgl. Statistik Austria, 2006). Welche strukturellen Probleme, Erwartungshaltungen und ambivalenten Empfindungen junge Mütter bei den Überlegungen zum Zeitpunkt des Wiedereinstiegs beeinflussen, wird im nächsten Kapitel thematisiert.

1.5.2. Von Rabenmüttern und Hausmütterchen

Ob und wie bald Mütter an ihren Arbeitsplatz zurückkehren, hängt von den gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen ebenso ab wie von individuellen Entscheidungen und Lebenslagen. Wicki (1997) identifiziert strukturelle Bedingungen, individuelle Voraussetzungen sowie partnerschaftsbezogene Ausgangsbedingungen, die den Zeitpunkt des Wiedereinstiegs beeinflussen (vgl. Wicki, 1997). Viele strukturell bedingte Hemmnisse werden aber gar nicht als solche wahrgenommen sondern vielmehr als spezifische Problemlagen. Frauen neigen dazu, die systemimmanente Benachteiligungspraxis im Erwerbsleben als individuelle Entscheidung wahrzunehmen ohne sich darüber bewusst zu sein.

Veraltete Qualifikationen, mangelndes Selbstbewusstsein, zu wenige Kinderbetreuungsplätze und die fehlende Unterstützung des Partners sind nur einige Punkte, die Frauen als Hürden für den Wiedereinstieg ins Erwerbsleben wahrnehmen (vgl. Wallner, 2000: 78). Dazu kommt noch der Mangel an familiengerechten Arbeitsplätzen. Meistens gesellen sich zu all diesen Erschwernissen auch noch persönliche Bedenken und Schuldgefühle den Kindern gegenüber (vgl. ebd.). Leicht lässt sich erken-

nen, dass viele dieser Hürden nicht im individuellen Einflussbereich der Frauen liegen, sondern durch äußere Einflüsse determiniert sind.

Zusätzlich verschärft werden die Wiedereinstiegsprobleme durch die gängige Karenzpraxis in Österreich. Es stellt immer noch die Regel dar, dass Frauen nach einer Geburt für einen längeren Zeitraum³ aus dem Berufsleben ausscheiden. Mehr als die Hälfte aller Frauen steigen in das Berufsleben wieder ein, wenn das jüngste Kind zwischen ein und zwei (23%) oder zwischen zwei und drei Jahren (35%) alt ist. Nur wenige (7%) steigen im ersten Lebensjahr des Kindes wieder ein (vgl. Statistik Austria, 2006). Die Mehrzahl der Mütter will erst nach Ausschöpfung der höchstmöglichen Karenzdauer zurück in den Beruf, so auch eine Analyse der Arbeiterkammer für Wien (2006). Tatsächlich schafft es aber auch dann nur die Hälfte (vgl. ebd.). Die Wiedereinstiegsprobleme sehen die Frauen als individuelle Schwierigkeit, an die auch individuell von ihnen angegangen werden muss.

Wer die Lösung darin sieht, die Karenzzeit möglichst kurz zu halten, wird schnell als Rabenmutter und skrupellose Karrierefrau abgestempelt. Auch heute noch werden Mütter, die möglichst bald ins Berufsleben zurückkehren wollen, mit mehr oder weniger subtiler Kritik konfrontiert (vgl. Sprey-Wessing, 1992: 42). Jede Erwerbstätigkeit, sei das Ausmaß auch gering, ist bereits ein Grund einer Mutter mangelndes Verantwortungsgefühl zu unterstellen. Ihnen wird ins Gewissen geredet, dass es doch eigentlich besser für das Kind sei, wenn sie diesem ihre uneingeschränkte Aufmerksamkeit widmen könnten. Ein permanent schlechtes Gewissen der Betroffenen ist vorprogrammiert und erleichtert die Entscheidung zum Wiedereinstieg gewiss nicht.

Doch auch wenn sie sich aufgrund der Mutterschaft ganz gegen eine Berufstätigkeit entscheiden, sind die Mütter Angriffen und Vorurteilen ausgesetzt (vgl. Sprey-Wessing, 1992: 71). Denn widmen sie sich ganz der Familie und der Haushaltsführung, werden sie verächtlich als „Nur-Hausfrauen“ betrachtet, die einem veralteten Frauenbild entsprechen (vgl. Pross, 1976: 64; nach: Sprey-Wessing, 1992: 71). Der Wiedereinstieg wird für Frauen so zum zentralen kritischen Punkt im Lebenslauf, an dem sie sich entscheiden müssen: Wollen sie lieber als skrupellose Karrierefrau oder als „Heimchen am Herd“ abgestempelt werden.

³ Selten kürzer als ein Jahr (vgl. Buchebner-Ferstl; in: Cizek, 2004: 139).

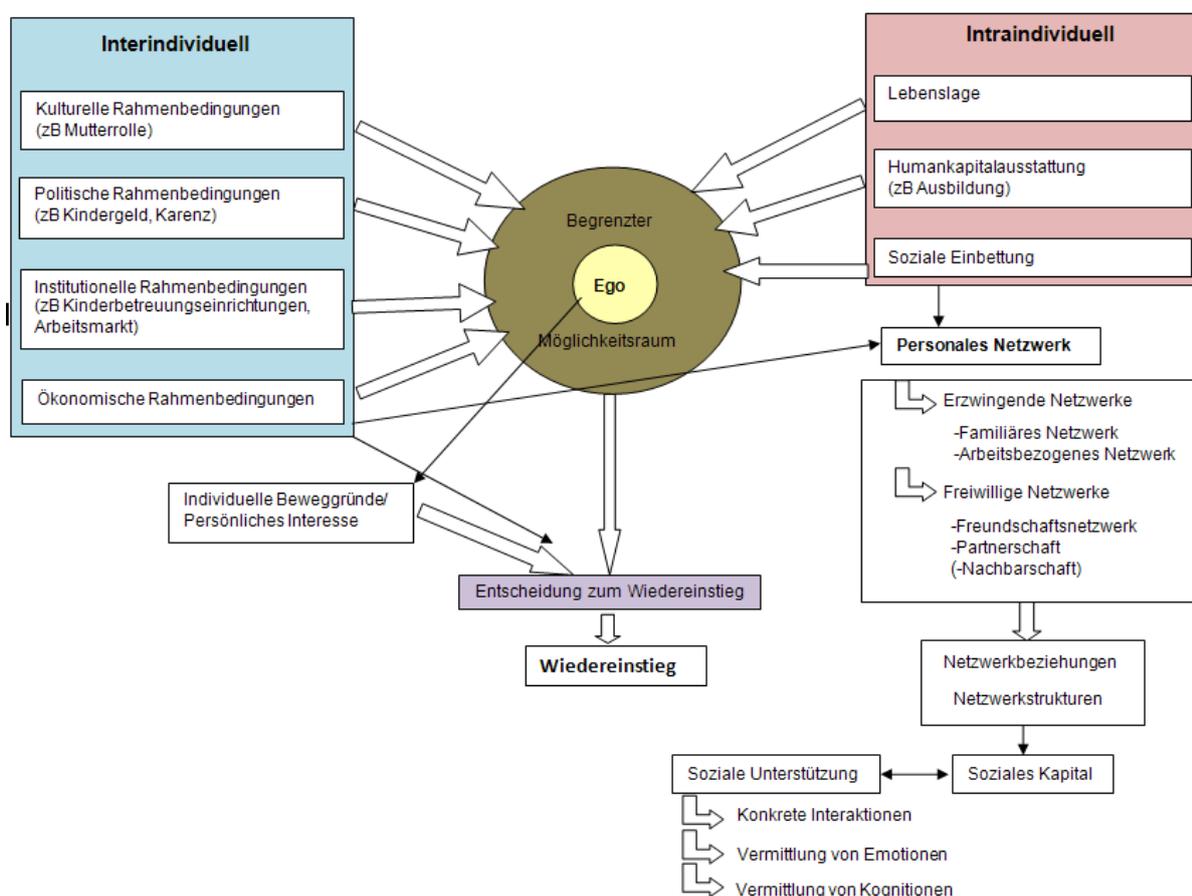
Viele Mütter stellen heute die Organisationsstrukturen der Arbeitsgesellschaft ins Zentrum ihrer Wiedereinstiegsüberlegungen. Die Organisation der Erwerbsarbeit nimmt wenig Rücksicht auf die gesellschaftlich transportierte, umfassende mütterliche Fürsorgeverpflichtung und damit begründete Erwerbsunterbrechungen. „Immer mehr Frauen verfolgen das Ziel, die Erwerbstätigkeit wegen einer Familienphase überhaupt nicht bzw. nur kurz zu unterbrechen (Schirra-Weirich, 1995: 56).“ Für eine Annäherung an das Ideal der gleichen Chancen für beide Geschlechter ist es entscheidend, diesen Trend weiter zu forcieren und die Phase der Karenzunterbrechung so kurz als möglich zu halten. So ist etwa auch in einem AMS-Report zur Problematik des Wiedereinstiegs zu lesen: „Strategien zur Heranführung der Erwerbsbeteiligung an das Niveau der Männer ... müssen bei der Erhöhung der Erwerbsbeteiligung von Frauen mit Kindern ansetzen. Das bedeutet, durch Anreize zu Wiederaufnahme der Berufstätigkeit dafür zu sorgen, dass die Zeitspanne der Unterbrechung tendenziell verkürzt wird und die Nähe zum Arbeitsmarkt nicht allzu sehr verloren geht (Beidl, in: Lassnigg et al., 1999: 5).“ Solche Maßnahmen sind ohne Zweifel von größter Wichtigkeit. Nicht nur arbeitsmarktpolitische Maßnahmen können hier fördernd eingesetzt werden. In dieser Arbeit wird die Bedeutung personenbezogener Unterstützungsleistungen durch das individuelle soziale Netzwerk bei der Entscheidung für einen frühen Wiedereinstieg betont.

1.5.3. Gründe und Einflussfaktoren für den Wiedereinstieg

Die individuellen Gründe, die Mütter zur Wiederaufnahme der Berufstätigkeit nach der Elternkarenz bewegen, decken sich weitgehend mit den Gründen, die Frauen generell für den Wunsch nach eigener Berufstätigkeit angeben. Neben den kulturellen spielen auch die politischen, institutionellen und ökonomischen Rahmenbedingungen eine wichtige Rolle bei der Ausgestaltung der Handlungsmöglichkeiten. Diese Bereiche stehen immer auch in Wechselwirkung zu einander und begrenzen sich zum Teil gegenseitig. Individuelle Lebenslage und Humankapitalausstattung sind ebenfalls durch strukturelle und politische Einflüsse geprägt. In dieser Arbeit wird im speziellen der Einfluss der sozialen Einbettung auf die Wiedereinstiegsentscheidung betrachtet.

All diese Parameter wirken sich letztlich auf das individuelle Handeln aus; im Falle dieser Arbeit auf den Wiedereinstieg (oder Nicht-Wiedereinstieg) ins Berufsleben zu einem bestimmten Zeitpunkt. In der folgenden Grafik soll ein Überblick über die relevanten Einflussgrößen gegeben werden. Dabei wird zwischen interindividuellen und intraindividuellen Faktoren unterschieden, die einen begrenzten Möglichkeitsraum für Ego schaffen. Das individuelle Netzwerk als Aspekt der sozialen Einbettung wird detaillierter dargestellt, um seinen Stellenwert verdeutlichen zu können.

Abbildung 1: Einflussfaktoren auf den Wiedereinstieg



Diverse empirische Befunde zeigen, dass die Betreuung von Kleinkindern eine entscheidende Hürde bei der Reintegration von Müttern ins Erwerbsleben darstellt. Die Kinderbetreuung lässt sich nur sehr schwer mit der Erwerbstätigkeit vereinbaren, da der Aufwand der Kindererziehung nicht klar begrenzt und planbar ist. Über einen Wiedereinstieg ins Berufsleben denken Mütter erst ernsthaft nach, wenn die Kinderbetreuung geregelt ist (vgl. Poser, 1994).

Die Berufstätigkeit von Frauen wird demnach dadurch begünstigt, dass sie weniger Betreuungsaufgaben für Kinder übernehmen müssen. Sie können ihre Berufstätigkeit aufrechterhalten oder zeitlich ausbauen, wenn Partner, Verwandte oder Bekannte ebenfalls Betreuungsleistungen erbringen bzw. ihnen ein umfassendes und flexibles Angebot an Kinderbetreuungseinrichtungen zur Verfügung steht (vgl. Statistik Austria, 2006). Da der Partner den Frauen kaum zur Verfügung steht, sind die erwerbstätigen Mütter zu größeren Anteilen auf die Betreuungsleistungen anderer angewiesen. Ein Drittel (33%) der Mütter lässt die Kinder von Verwandten oder Bekannten betreuen. Kinderbetreuungseinrichtungen übernehmen laut jeder fünften Mutter (21%) während ihrer Arbeitszeit hauptsächlich die Obsorge für Kinder.

Die Bereitschaft der Mütter, während der Kleinkindphase einen Teil der Erziehungsaufgaben auch anderen Personen zu überantworten, nimmt in den letzten Jahren zu. So schreibt Schirra-Weirich (1995), dass drei Viertel der von ihr befragten Mütter der Meinung waren, dass fremde Personen ebenso gut für die Erziehung in dieser sensiblen Phase geeignet sind. Nur 20 Prozent der Mütter vertraten die Ansicht, dass nur sie selbst dies übernehmen sollten. Weiters war die überwiegende Mehrheit der Ansicht, dass es sich auf das Kind positiv auswirkt, wenn die Mutter berufstätig ist (vgl. Schirra-Weirich, 1995: 128). Die Berufstätigkeit der Mutter stellt, wenn das Kind eine gute, stabile und liebevolle Betreuungssituation vorfindet, tatsächlich einen positiven Entwicklungsentwurf für das Kind dar (vgl. Wallner, 2000: 79). Hier zeigt sich, dass viele Barrieren in den Köpfen bereits bröckeln.

Ich möchte in dieser Diplomarbeit in erster Linie herausarbeiten, dass die Struktur des personalen Netzwerks und dessen Unterstützungsressourcen die Handlungsmöglichkeiten von Müttern bei der Entscheidung zum Wiedereinstieg mitbestimmen. Der Einfluss des ego-zentrierten Netzwerks auf den Wiedereinstieg wurde bisher weitgehend vernachlässigt. Dies soll sich mit der vorliegenden Diplomarbeit ändern. Die große Bedeutung des Ego-Netzwerks für den Handlungs- und Entscheidungsspielraum von Müttern soll im nächsten Abschnitt thematisiert werden. Denn die bereits kurz angesprochene Kinderbetreuung durch Familie oder Freunde ist nur ein Aspekt des mannigfaltigen Repertoires an potentiellen Unterstützungsleistungen, auf das Frauen bei der Entscheidung für den geeigneten Wiedereinstiegszeitpunkt zurückgreifen können.

2. Netzwerkstrukturen und Unterstützungsressourcen

2.1. Soziale Netzwerke

Bereits Georg Simmel (1992[1908]) hat betont, dass die verschiedenen Formen der Vergesellschaftung aus dem Prozess des Netzwerkens zwischen den Individuen erwachsen. „... all die tausend, von Person zu Person spielenden, momentanen oder dauernden, bewussten oder unbewussten, vorüberfliegenden oder folgenreichen Beziehungen, ..., knüpfen uns unaufhörlich zusammen. In jedem Augenblick spinnen sich solche Fäden, werden fallen gelassen, wieder aufgenommen, durch andere ersetzt, mit andern verwebt (Simmel, 1992 [1908]: 33).“ Ein Netzwerk ist also kein statisches Gebilde, sondern unterliegt einem permanenten Wandlungsprozess, der durch Interaktion vorangetrieben wird. Dem folgt Schweizer(1996), wenn er in Bezug auf Netzwerke von Ordnungsmustern spricht, die sich durch die permanente Reproduktion und Prozesshaftigkeit sozialer Beziehungen entwickeln (vgl. Schweizer, 1996: 14).

Einer der ersten, der sich mit sozialen Netzwerken als konkretem Forschungsgegenstand beschäftigte, war James Clyde Mitchell. Ein soziales Netzwerk ist für ihn: „a specific set of linkages among a defined set of persons, with the additional property that the characteristics of these linkages as a whole may be used to interpret the social behavior of the persons involved (Mitchell, 1969: 2).“ Er grenzt sich mit dieser analytischen Definition von der bis dahin vorherrschenden metaphorischen Betrachtungsweise von Beziehungsnetzwerken ab. Er geht, wie in der Ethnologie üblich, von einer vorab festgelegten Personengruppe aus und betrachtet die spezifischen Beziehungen dieser Personen zueinander als Erklärung für ihr Handeln.

Doch bereits zuvor versuchten sich Sozialwissenschaftler an einer Definition des Netzwerkkonzeptes. „Each person is, as it were, in touch with a number of people I find it convenient to talk of a social field of this kind as a *network*. The image I have is of a set of points some of which are joined by lines. The points of the image are

people, or sometimes groups, and the lines indicate which people interact with each other (Barnes, 1954: 43).“ Diese Definition von John Barnes beschreibt soziale Netzwerke graphentheoretisch.

Dorothea Jansen (1999) und weitere Autoren verwenden für die formale Definition von Netzwerken auch die Begriffe Knoten und Kanten (vgl. Jansen, 1999: 13; Pappi, 1987: 13; Jütte, 2002: 115). Schweizer (1996) gibt jedoch zu bedenken, dass ein soziales Netzwerk mehr ist als die graphentheoretische Darstellung eines Zusammenhangs. „Ein Graph ist eine inhaltlich offene, formale Struktur, während ein soziales Netzwerk eine inhaltliche Deutung dieser formalen Struktur darstellt, indem den Punkten Akteure und den Linien soziale Beziehungen zugewiesen werden (Schweizer, 1996: 161).“

Welche Einflüsse generieren aber ein spezifisches soziales Netzwerk? Darauf bietet Kim (2001) eine Antwort, indem sie betont, dass Netzwerke nicht als starr von der Sozialstruktur festgelegt aufzufassen sind, sondern letztlich eine individuelle Komponente ihre Ausgestaltung bestimmt. „Menschen schaffen sich Netzwerke durch eine Reihe von Wahlen, und die Sozialstruktur beeinflusst ihre Wahl, indem sie die Reichweite und Werte von Alternativen definiert: Netzwerke sind demzufolge Produkte individueller Wahlentscheidungen unter sozialstrukturellen Zwängen (Kim, 2001: 39).“

Die Zitation von Definitionen des Netzwerkkonzeptes ließe sich noch lange weiterführen. Die Vielzahl an konzeptionellen und theoretischen Zugängen zum Netzwerkansatz zeigt sich auch an der Heterogenität der definitorischen Bestimmungen. Allen hier angeführten Begriffsbestimmungen ist allerdings gemein, dass Beziehungen und Interaktionen zwischen Individuen den zentralen Inhalt von Netzwerken darstellen. Der in der Netzwerkanalyse zugrunde gelegte Netzwerkbegriff beinhaltet jedoch noch eine weitere bedeutende Annahme. „The structure of relations among actors and the location of individual actors in the network have important behavioral, perceptual, and attitudinal consequences both for the individual units and for the system as a whole (Knoke/ Kuklinski, 1982: 13).“ Die Netzwerkstruktur wird als Erklärung für die individuellen Wahrnehmungen, Einstellungen und Verhaltensweisen angesehen. Die Ein-

bettung ins Netzwerk kann Akteure sowohl einschränken als auch Handlungsspielräume eröffnen (vgl. Schweizer, 1996: 69; Jütte, 2002: 116).

In der Netzwerkanalyse werden einige Differenzierungen von Netzwerktypen vorgenommen, um die Analysierbarkeit und Interpretierbarkeit der erhobenen Netzwerke zu erhöhen. Man unterscheidet zwischen informellen oder privaten Netzwerken und formellen Netzwerken wie Organisationen, Unternehmen, usw. Weiters kann man zwei unterschiedliche Typen von Netzwerkquellen unterscheiden. Die erste Gruppe sind sogenannte „erzwingende“ Netzwerke, wie etwa Verwandtschaftsnetzwerke und jene am Arbeitsplatz. Der zweite Typ sind freiwillige Netzwerke, etwa FreundInnen und Bekannte eines Akteurs. Zunächst soll ein Konzept vorgestellt werden, welches eng mit dem Netzwerkbegriff verwoben ist und im Zuge dessen umfassender Beleuchtung unbedingt Erwähnung verdient. Es handelt sich um das Konzept des sozialen Kapitals.

2.1.1. Soziale Netzwerke als soziales Kapital

Der Begriff des sozialen Kapitals geht auf Bourdieu und Coleman zurück und liegt nach diesen in Netzwerkbeziehungen und –strukturen begründet (vgl. Diaz-Bone, 1997: 109). Soziales Kapital liegt also nicht im Einflussbereich eines einzelnen Individuums, sondern ist von Beziehungen zu anderen Individuen abhängig (vgl. Bourdieu, 1983: 191; Jansen, 1999: 27). Bourdieu stellt das soziale Kapital neben das ökonomische und das kulturelle Kapital. Er definiert es als „die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind (Bourdieu, 1983: 190).“ Soziales Kapital ist demnach abhängig vom Vorhandensein eines personalen Netzwerkes und manifestiert sich in den tatsächlichen und potentiellen Unterstützungsleistungen, die dieses Netzwerk bietet. Die Größe des mobilisierbaren Netzes an Beziehungen sowie das individuelle Kapital der Netzwerkmitglieder sind entscheidend für den Umfang des sozialen Kapitals (vgl. Bourdieu, 1983: 191; Kim, 2001: 52).

Adler Lomnitz und Pérez-Lizaur (1988) stellen einen breiteren Begriff des Sozialkapitals vor: „Each individual possesses a social network of relatives, friends and acquaintances, each of whom has their own similar network. This whole set represents the social capital of each individual (Adler Lomnitz/ Pérez-Lizaur, 1988, in: Schweizer, 1988: 35).“ Das soziale Kapital manifestiert sich demnach alleine im Bestehen von direkten und indirekten Netzwerkbeziehungen. Terpe und Steiner (2005) hingegen betonen, dass die Struktur eines Netzwerkes ausschlaggebend dafür ist, ob einzelne Beziehungen zur Ressource und so zum sozialen Kapital werden können (vgl. Terpe/ Steiner, 2005: 3). Die Autorinnen gehen davon aus, „dass es einen Unterschied macht, ob man angesichts mangelnder Alternativen auf eine konkrete Beziehung zurückgreifen muss, ob man lediglich zwischen ähnlichen Beziehungen wählen kann oder ob vielfältige Kontakte zur Auswahl stehen (ebd.).“

Burt (1992) und Granovetter (1973, 1974) befassten sich unter anderem mit der Bedeutung des sozialen Kapitals für berufliche Chancen. Granovetter stellt einen direkten Zusammenhang zwischen sozialen Beziehungen und sozialem Kapital her. Für ihn ist die zentrale Dimension, die Netzwerke determiniert, die Stärke der Beziehungen. Die Stärke einer Beziehung ist für ihn „a combination of the amount of time, the emotional intensity, the intimacy (...), and the reciprocal services which characterize the tie“ (Granovetter, 1973: 1361f).

Bei schwachen Beziehungen sind alle Komponenten gering ausgeprägt. Dennoch nehmen sie einen zentralen Stellenwert in Granovetters Theorie ein. Denn sie können eine wichtige Brückenfunktion wahrnehmen. Eine Brücke stellt für Granovetter: „the only route along which information or influence can flow from any contact of A to any contact of B“ (Granovetter, 1973: 1364) dar. Granovetter konnte empirisch belegen, dass schwache Beziehungen einem Akteur maßgebliche Informationsvorteile verschafft haben, was sich insbesondere bei der Jobsuche positiv ausgewirkt hat (vgl. Granovetter, 1973, 1974). „From the individual`s point of view, then, weak ties are an important resource in making possible mobility opportunity (Granovetter, 1973: 1373).“

Burt (1992) nimmt in seiner Theorie der strukturellen Lächer Bezug auf Granovetters Ansatz. Er gibt jedoch zu bedenken, dass nicht die schwachen Beziehungen als sol-

che es sind, die als Sozialkapital angesehen werden können. Vielmehr sieht er in der Redundanz der Beziehung den zentralen Aspekt. Beziehungen, die mehrfach bestehen, können weniger zusätzliche Informationen zu Verfügung stellen als jene, die nur einmal vorhanden sind. Somit ist es die zentrale Position des Akteurs, der mehrere Cluster miteinander verbindet und damit strukturelle Lücken überbrückt, die ihm einen Vorteil verschafft. "Information benefits are expected to travel over all bridges, strong or weak (Burt, 1992: 30)." Die Überbrückung erfolgt, so gesteht Burt allerdings zu, meist auf der Basis schwacher Beziehungen.

Burts Theorie ist jedoch nicht uneingeschränkt anwendbar. Wie er in seiner Studie zu Karrieremustern von Managern selbst feststellt, ziehen Frauen im Gegensatz zu Männern keinen Vorteil aus strukturellen Lücken, da sie immer wieder beweisen müssen, dass sie dazugehören und ihre Arbeit gut machen. Sie sind vielmehr auf Anerkennung von oben angewiesen, um auf der Karriereleiter aufzusteigen. Sie brauchen Beziehungen zu ranghöheren strategischen Partnern mit Protektionsmöglichkeiten (vgl. Burt, 1992: 68). Dieser Zugang zur sozialen Unterstützung scheint demnach für die in dieser Diplomarbeit verfolgte Fragestellung weniger relevant.

Jansen (1999) folgt Granovettiers und Burts Thesen und betont, dass große und differenzierte Gesellschaften auf die Integration durch schwache Beziehungen angewiesen sind, da die Beziehungskapazitäten der Akteure begrenzt sind (vgl. Jansen, 1999: 107). Schweizer (1996) schreibt: „Je mehr starke Beziehungen ein Akteur aufweist, desto schwächer ist er in das Gesamtnetz eingebunden, weil die kohäsive Subgruppe viel Zeit und Energie verbraucht (Schweizer, 1996: 118). Schwache Beziehungen hingegen, helfen lokale Schranken zu überbrücken, liefern neue Informationen und Normen und können so Modernisierungs- und Innovationsprozesse einleiten (vgl. Jansen, 1999: 107; Schweizer, 1988: 16, 1996: 127). Auch Kim (2001) schließt sich dieser Argumentation an: „Zugang zu Informationen, Timing des Informationsflusses und Vertrauenswürdigkeit der Informationsquelle bestimmen den Wettbewerbserfolg. Im Hinblick auf diesen Informationsaspekt sind große, weniger dichte sowie heterogene Netzwerke vorteilhafter als kleine, dichte und homogene Netzwerke (Kim, 2001: 50).“

Jansen (1999) möchte allerdings nicht nur netzwerkbedingte ökonomische Wettbewerbsvorteile als soziales Kapital verstanden wissen, sondern auch andere Leistungspotentiale von Netzwerken (vgl. Jansen, 1999: 105). Je nach Netzwerkstruktur entwickelt sich demnach ein unterschiedlicher Typ von Sozialkapital. Starke Beziehungen und dichte Netzwerke bringen einem Akteur zwar keine Informationsvorteile, sie stellen jedoch viele andere Ressourcen zur Verfügung. Das Sozialkapital beruht in diesem Fall auf den hohen Solidaritäts- und Hilfpotentialen, auf die zurückgegriffen werden kann. Starke Beziehungen bieten unmittelbaren Schutz und helfen Vertrauen aufzubauen. Nach Hill und Kopp (1995) sind typische Unterstützungsressourcen enger affektiver Sozialbeziehungen etwa soziale Anerkennung, Fürsorge, Aufmerksamkeit, Hilfe- und Dienstleistungen sowie Verständnis (vgl. Hill/ Kopp, 1995: 93). Auch Terpe und Steiner (2005) kritisieren, dass der Nutzen sozialer Beziehungen auf ihren Informationsgehalt reduziert wird. Sie betonen, dass es eine Vielzahl an Unterstützungsleistungen des sozialen Netzwerks gibt, die in diversen sozialen Kontexten von Nutzen sein können. (vgl. Terpe/ Steiner, 2005: 3).

Auch Granovetter (1974) gesteht starken Beziehungen, wie sie im familiären Kontext üblich sind, durchaus eine wichtige Rolle zu: „While family-social contacts may not, in general, lead to the best jobs or be the most efficient type of contact, they do appear to be highly satisfactory in some cases (Granovetter, 1974: 48).“ Coleman (1990) Begriff des sozialen Kapitals unterstreicht ebenfalls die Bedeutung familialer Netzwerkbeziehungen. Innerhalb der Familie wird das soziale Kapital in Humankapital oder kulturelles Kapital umgewandelt (vgl. Coleman, 1990: 300ff; Diaz-Bone, 1997: 136).

Im Hinblick auf die dieser Arbeit zu Grunde liegende Fragestellung des Wiedereinstiegs ins Berufsleben können sowohl Wettbewerbsvorteile aufgrund von Informationsvorsprüngen als auch Solidaritäts- und Unterstützungsaspekte von Bedeutung sein. Wie kann man nun aber die individuelle Ausstattung mit sozialem Kapital sichtbar machen und in der Folge Schlüsse über dessen Wirkung auf das Verhalten und Handeln eines Akteurs ziehen? Dies soll im folgenden Kapitel, in dem ich eine Einführung in die Theorie und Methode der Netzwerkanalyse geben werde, herausgearbeitet werden.

2.2. Die sozialwissenschaftliche Netzwerkanalyse

Die sozialwissenschaftliche Netzwerkanalyse hat die Analyse sozialer Beziehungssysteme zum Inhalt. Ihre Vertreter versuchen, soziologische Theorienbildung und sozialwissenschaftliche Methodenentwicklung mit Hilfe des Netzwerk-Konzepts zu integrieren (vgl. Diaz-Bone, 1997, 2007). Das Anliegen der Netzwerkanalyse ist zum einen die empirische Beschreibung von Netzwerken und zum anderen die Herausarbeitung der Auswirkungen der Netzwerkstruktur auf das Handeln der Akteure (vgl. Schweizer, 1988: 4).

Schnegg und Lang (2001) sowie Schweizer (1988,1996) verstehen die Netzwerkanalyse in erster Linie als Methode der Sozialethnologie, mit deren Hilfe man die soziale Einbettung von Akteuren erfassen und beschreiben kann (vgl. Schnegg/ Lang, 2001; Schweizer, 1988, 1996). „Die Netzwerkanalyse stellt Methoden zur Verfügung für die systematische Erhebung von Netzwerkdaten und für die Beschreibung der sozialen Ordnung, die in den Netzwerkdaten enthalten ist (Schnegg/ Lang, 2001: 7).“ Wolfgang Jütte (2002) hingegen betont die Bedeutung der „deskriptiv-analytischen“ Perspektive der Netzwerkanalyse. „Es geht um die Notwendigkeit der Selbstvergewisserung von Beziehungsstrukturen und um das Einüben netzwerkanalytischer Phantasie, um Beziehungskonstellationen besser lesen zu können. Dies hilft dabei, sich im dichten Geflecht der Beziehungen nicht zu verlieren und den „Durchblick“ zu behalten (Jütte, 2002: 117).“

Methodisch wird zwischen der Analyse personaler Netzwerke, bei der lediglich die Interaktionspartner eines einzelnen Akteurs erfasst werden, und der Analyse von Gesamtnetzwerken unterschieden. Die Netzwerkanalyse stellt aber nicht nur ein methodisches Instrumentarium zur Analyse von Netzwerken zur Verfügung. Sie umfasst ebenso eine Theorieperspektive, die die Bedeutsamkeit des Eingebettetseins in Netzwerke für die Handlungsmöglichkeiten von Individuen und korporativen Akteuren betont (vgl. Jansen, 1999: 11). Das Verhalten Einzelner wird vor dem Hintergrund ihrer Beziehungen betrachtet (vgl. Jütte, 2002). Der Netzwerkansatz bietet so eine Möglichkeit der Verbindung von Akteur- und Handlungstheorien mit Theorien über Strukturen und Systeme. Das so begründete soziologische Paradigma wird als „strukturelle Analyse“ bezeichnet. Strukturen werden als wesentliche soziale Eigen-

schaften verstanden und zur Erklärung individuellen Handelns herangezogen (vgl. Jansen, 1999: 13). „Sie (*die Netzwerkanalyse, Anm. d. Verf.*) begreift Sozialstrukturen als zusammengesetzte Einheiten, die aus den konkreten Interaktionen von Akteuren entstehen. Dies erlaubt es ihr, die Eigenschaften und Dynamik der zusammengesetzten Makroeinheiten mit den Aktionen der Primäreinheiten – Individuen oder korporativen Akteuren – zu verbinden (Jansen, 1999: 275).“

Nach Schweizer (1988) beschreibt das Netzwerkparadigma „...die Einbettung von Akteuren in Beziehungsgeflechte unterschiedlichen Inhalts und unterschiedlicher Form und versucht, die Konsequenzen dieser Netzwerke für das Handeln der Akteure wie auch die Entwicklung der Netzwerke selbst herauszuarbeiten (Schweizer, 1988: VII).“ Ähnlich auch Kim: „Die Netzwerkanalyse verleiht somit den tatsächlichen Beziehungen der Akteure in einem sozialen System besondere Aufmerksamkeit und versucht, aus dem Muster der Beziehungen die „Sozialstruktur“ zu beschreiben und Auskunft über die Handlungen der Akteure zu geben (Kim, 2001: 30).“

Das Paradigma der Netzwerkanalyse ist mittlerweile weit verbreitet und erfreut sich großer Popularität. So sieht es auch Jansen (1999), wenn sie schreibt: „Die Analyse sozialer Netzwerke gilt heute als eine der vielversprechendsten Forschungsrichtungen in der Soziologie (Jansen, 1999: 48).“ In der Netzwerkanalyse laufen zahlreiche sozialwissenschaftliche Strömungen zusammen. Um den netzwerkanalytischen Ansatz in seiner Komplexität einigermaßen erfassbar zu machen, erscheint es daher sinnvoll, im nächsten Kapitel seinen Ursprüngen nachzugehen.

2.2.1. Entwicklungslinien der Netzwerkanalyse

„Gesellschaftsanalyse als Netzwerkanalyse zu unternehmen ist eine Gründungsperspektive der Soziologie und damit der Sozialwissenschaften überhaupt“ schreibt Diaz-Bone (2007: 2) im Jahr 2007. Ähnlich äußerte sich Georg Simmel (1992[1908]) bereits fast einhundert Jahre zuvor, als er in den Formen der Vergesellschaftung durch, wie er es nennt, „Wechselwirkungen“ den eigentlichen Gegenstand der Soziologie identifizierte. „Diese ganz primären Prozesse, die aus dem unmittelbaren, individuellen Material Gesellschaft bilden, sind also, ..., der formalen Betrachtung zu un-

terziehen. Die besonderen Wechselwirkungen, die sich in diesen, dem theoretischen Blick nicht ganz gewohnten Maßen bieten, sind als gesellschaftsbildende Formen, als Teile der Vergesellschaftung überhaupt, zu prüfen (Simmel, 1992 [1908]: 35).“ Die Geschichte der Netzwerkanalyse hat in den simmelschen Ausführungen ihren Ausgang genommen.

Als direkte Vorläufer der Netzwerkanalyse werden die britische Sozialanthropologie sowie die Harvard-Schule gesehen (vgl. Diaz-Bone, 1997: 6; Jansen, 1999: 38). Die Vertreter der britischen Sozialanthropologie Gluckman, Barnes, Bott, Nadel und Mitchell vereinten in den 1950er und 1960er Jahre die bisherigen formalen Entwicklungen mit dem aktuellen Forschungsstand, was für die Netzwerkanalyse einen entscheidenden Fortschritt bedeutete (vgl. Diaz-Bone, 1997: 11). Ihr Interesse galt, in Abgrenzung zur normativen und standardisierten Betrachtungsweise des Struktur-funktionalismus, der Erklärung von konkretem Verhalten auf Basis von konkreten Beziehungen (vgl. Jansen, 1999: 43; Schweizer, 1988: 5).

Siegfried Nadel (1999) differenzierte 1957 in seiner „Theory of social structure“ zwischen den Handlungen, in denen sich Beziehungen zwischen Individuen ausdrücken und den Beziehungen an sich. Durch die Existenz der formalen Beziehungen können Handlungen in einen Zusammenhang gebracht werden. Netzwerke sind für ihn miteinander verkettete Beziehungen. Die Einbettung in diese Beziehungen, seinen es direkte oder indirekte, wirkt sich schließlich auf das Verhalten des Einzelnen aus (nach: Jansen, 1999: 44f).

Elizabeth Bott (1957) analysierte zur gleichen Zeit die Einbettung von Londoner Familien in soziale Netzwerke. Sie war die erste, die die Netzwerkforschung um einen analytischen Aspekt erweiterte (vgl. Kim, 2001: 32; Jansen, 1999: 43, Diaz-Bone, 1997: 15). Wellman (1993) würdigt sie später als Erfinderin der ego-zentrierten Netzwerkanalyse (vgl. Wellman, 1993: 432). John Barnes und Clyde Mitchell formulierten später den Netzwerkbegriff weiter aus und entwickelten weitere strukturelle Maßzahlen für die Beschreibung der Netzwerkstruktur (vgl. Jansen, 1999: 43; Diaz-Bone, 2007: 3). Sie nutzten graphentheoretische Darstellungsweisen für die Erfassung der Netzwerke. Mitchell ging von zwei unterschiedlichen Betrachtungsweisen von Netzwerken aus. Zum einen kann ein individuell wahrgenommenes Netzwerk

oder auch ego-zentriertes Netzwerk unter Betrachtung verschiedener Beziehungstypen analysiert werden, zum anderen ein gesamtes Netzwerk eines bestimmten Beziehungstyps (vgl. Diaz-Bone, 1997: 15).

Die Netzwerkanalyse, wie wir sie heute vorfinden, ist deutlich von der Entwicklung der mathematischen Grundlagen geprägt. Seit den 1960er Jahren formierte sich unter Harrison C. White, Scott Boorman, Ronald Breiger, Francois Lorrain, Edward Laumann, u.a. eine mathematische Soziologie, in der formale Verfahren für die Analyse von relationalen Daten entwickelt wurden (vgl. Diaz-Bone, 2007: 3; Henning, 2006: 71). Aus Mathematik und Statistik wurden formale Begriffe entlehnt und Rechenverfahren entwickelt, die die Verbindung von empirischen Daten und abstrakten Strukturen ermöglichte (vgl. Schweizer, 1996: 18). So gelang der Netzwerkanalyse Ende der 1960er Jahre als ausdifferenzierter methodischer und theoretischer Perspektive an der Harvard University der endgültige Durchbruch (vgl. Jansen, 1999: 37). Erst in den Arbeiten von White und seinen Mitstreitern wurden in empirischen Netzwerkanalysen maßgeschneiderte mathematische Analysetechniken auf der Basis von soziologisch-theoretischen Netzwerkkonzepten angewendet (vgl. Diaz-Bone, 2007: 3).

Die Harvard-Strukturalisten grenzten sich entschieden von Barnes und Mitchell ab, knüpften jedoch an die von Nadel skizzierte Verbindung von strukturaler Soziologie und mathematischen Verfahren zur Ermittlung der sozialen Struktur aus den Beziehungsdaten an (vgl. Henning, 2006: 71). Sie griffen die Fragestellungen des Struktur-funktionalismus wieder auf, die sie von analytischen Fehlern und Ungenauigkeiten befreiten (vgl. Schweizer, 1988: 9). White betonte: „..., network concepts may provide the only way to construct a theory of social structure (White et.al. 1976: 732, nach: Diaz-Bone, 1997: 17).“

2.2.2. Theorie der Analyse von Netzwerken - Strukturelle Analyse

Bereits an den Entwicklungslinien der Netzwerkanalyse wird deutlich, dass sich die methodologische Position an soziologischen Theoremen orientiert. Nachdem auf methodischer Seite bahnbrechende Fortschritte erzielt werden konnten, wurde es nötig,

die Netzwerkanalyse auch theoretisch weiterzuentwickeln. Alle strukturalistischen Theorien beruhen nach Diaz-Bone (1997) auf der Annahme, dass die „soziale Struktur eine holistische Entität ist, die sich nicht aus der Aggregation der Teile, den einzelnen Beziehungen, vollständig erklären lässt (Diaz-Bone, 1997: 23).“ Dem liegt die Annahme zugrunde, dass das Ganze Eigenschaften hat, die die einzelnen Teile nicht haben (vgl. Jansen, 1999: 13).

Die Grundannahme aller strukturellen Handlungstheorien ist, dass die strukturelle Einbettung der Akteure individuelles Verhalten besser erklären kann als andere Parameter. Sowohl der Erwerb von Normen als auch die Befolgung derselben wird in Abhängigkeit von der Position des Einzelnen in einem strukturierten Beziehungssystem gesehen. Die Netzwerktheorie konzentriert sich dabei speziell auf die Prägung der Handlungsmöglichkeiten und Handlungszwänge durch Netzwerke (vgl. Jansen, 1999: 22). Aus der Betonung der Bedeutung der sozialen Struktur leitet sich der Begriff der strukturalen Analyse ab, der in der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse breite Anerkennung und Verwendung findet (vgl. Burt, 1982; Wellman/ Berkowitz, 1988; White, 1992; Freeman, 1992; usw.). Wellman (1988: 20ff) skizzierte fünf methodologische Hauptprinzipien der strukturalen Analyse, die Diaz-Bone (2007) aufgriff und in Abstimmung mit Ansätzen weiterer Netzwerktheoretiker in der Darstellung folgender *Grundpositionen der strukturalen Analyse* mündete:

- Als erklärende Größen werden in der strukturalen Analyse Netzwerkbeziehungen und Netzwerkstrukturen herangezogen. Die Gruppierung anhand kategorialer oder personaler Eigenschaften wird von Wellman dahingehend kritisiert, dass dadurch die Informationen über strukturelle Phänomene verloren gehen, da davon ausgegangen wird, dass die Verbindungen zwischen Individuen zufällig verteilt sind (vgl. Wellman/ Berkowitz, 1988: 31). „Structured social relationships are a more powerful source of sociological explanation than personal attributes of system members“, so Wellman (1988: 31)
- Zweitens werden Handlungsorientierungen und Verhaltensnormen einzelner Akteure von Anhängern der strukturalen Analyse als durch die jeweilige Position in strukturierten Beziehungssystemen bestimmt angesehen. „... they treat norms as effects of structural location (Wellman/ Berkowitz, 1988: 33).“ Die soziale Einbet-

tung von Akteuren wird als zentrale Determinante ihrer Handlungen verstanden (vgl. White, 1992; Wellman/ Berkowitz, 1988). „Erst in den sozialen Netzwerkbeziehungen entstehen ... Identitäten, Rollenmuster und Erwartungen der Akteure (Diaz-Bone, 2007: 5).“ Bereits die Präferenzen und Kognitionen eines Akteurs werden also durch sein soziales Umfeld mitgeprägt.

Der Großteil der Netzwerktheoretiker nimmt eine gemäßigte strukturalistische Position ein und räumt auch den internen Plänen und dem Wissen der Akteure einen wichtigen Einfluss auf das Handeln ein. Für Ronald Burt (1982, 1992) spielt die Netzwerkstruktur zwar eine entscheidende Rolle, er bezieht aber auch das Theorem rationaler Akteure mit ein. „Actors are purposive under social structural constraint (Burt, 1982: 9)“. Auch Boissevain (1974) weist darauf hin, dass den Akteuren ein individueller Spielraum bleibt (vgl. Boissevain, 1974: 26, nach: Schweizer, 1988: 4).

- Ein weiterer wichtiger Ansatz der strukturalen Analyse besteht in der Annahme, dass soziale Netzwerke auch die Ausgestaltung, Performanz und Dynamik der einzelnen Netzwerkbeziehungen prägen (vgl. Granovetter, 1985; Wellman/ Berkowitz, 1988). Die Beziehungen müssen immer im Kontext des sie umgebenden Netzwerkes betrachtet werden. Wellman (1988) schreibt: „Once a relationship begins, its structural location continues to affect it strongly (Wellman/ Berkowitz, 1988: 36).“
- Als viertes wichtiges Prinzip wird betont, dass das Netzwerkkonzept mit anderen soziologischen Ansätzen gekoppelt werden kann und diese teilweise obsolet macht. Es werden etwa die Konzepte der Gruppen, sozialen Milieus oder formalen Organisationen weitgehend durch den Netzwerkbegriff absorbiert (vgl. Granovetter: 1985, Wellman/ Berkowitz, 1988). Strukturele Analysten geben zu bedenken, dass „... descriptions based on bounded groups oversimplify complex social structures, ..., when it is the network members crosscutting membership in multiple social circles that weave together social systems (Wellman/ Berkowitz, 1988: 37).“
- Die letzte wichtige Position der strukturalen Analyse ist, dass die formale Erhebung von Netzwerkstrukturen und Netzwerkdynamiken wesentlich vom Einsatz

mathematischer Verfahren und visualisierender Methoden abhängt. „Erst unter Einbeziehung der mathematischen Verfahren war es möglich, sichtbar zu machen, was in der Netzwerkanalyse heute selbstverständlich ist: die Rekonstruktion der Netzwerkstrukturen,... (Diaz-Bone, 2007: 6).“

Diese fünf Aspekte stellen den Kern der strukturalen Analyse dar. In ihnen werden alle relevanten Kennzeichen des Paradigmas umrissen. Wellman und Berkowitz (1988) formulieren die Vorzüge der strukturalen Analyse so: „ ... structural analysts believe that the main business of social scientists is to study social structure and its consequences. Rather than working toward an indirect understanding of “social structure” in the abstract, they study “social structures” directly and concretely (Wellman/ Berkowitz, 1988: 3).“

Neuere Netzwerkstudien greifen vermehrt den von Emirbayer und Goodwin (1994) beschriebenen „strukturellen Konstruktivismus“ auf, und räumen auch kulturellen Bedeutungssystemen sowie Handlungskapazitäten und Interpretationsleistungen der Akteure einen Platz ein (vgl. Jansen, 1999: 25; Schweizer, 1996: 139). Emirbayer und Goodwin vertreten die Auffassung, dass die Wechselwirkungen zwischen objektiven und subjektiven Dimensionen der Netzwerkstruktur im Zentrum des Interesses liegen sollten (vgl. Henning, 2006: 87). Sie führen weiter aus, dass historische kulturelle Bedeutungssysteme den selben Stellenwert für das Handeln haben wie die Netzwerkstruktur. Und an anderer Stelle: “... cultural formations ... enable historical actors in diverse ways – for example, by ordering their understandings of the social world and of themselves, by constructing their identities, goals, and aspirations, and by rendering certain issues significant or salient and others not (Emirbayer/ Goodwin, 1994: 1441).“

Der Einfluss des sozialen Netzwerks auf das individuelle Verhalten und Wahrnehmen soll in dieser Diplomarbeit, unter Berücksichtigung obiger Ausführungen, im Hinblick auf die Entscheidung von Müttern zum frühen Wiedereinstieg betrachtet werden. Diverse Netzwerktheoretiker beschäftigen sich mit der Bedeutung von Netzwerken für die soziale Mobilität und die Reproduktion sozialer Ungleichheit. Letztere steht in Form der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung im Zentrum meines Interesses. Eigenschaften der Sozialstruktur werden auch zur Erklärung von Nonkonformität,

Innovation und Modernisierung herangezogen (vgl. Jansen, 1999: 23). Die Überwindung der stereotypen Geschlechtsrollenzuschreibungen ist eine Modernisierungsproblematik, die in den letzten Jahrzehnten intensiv diskutiert wird. Diese Arbeit stellt den Versuch dar, den Beitrag der strukturalen Analyse in Bezug auf einen Teilaspekt dieser Problematik aufzuzeigen indem der Netzwerkhintergrund einer Mutter analysiert wird, die diesen Innovationsschritt und damit eine positive Verschränkung von Beruf und Familie geschafft hat.

2.2.3. Methoden der Netzwerkanalyse

Nachdem im letzten Kapitel ein kurzer Abriss über die zentralen Leitideen der strukturalen Analyse gegeben wurde, soll hier nun die Methodik der Netzwerkanalyse vorgestellt werden. Die Methoden der Netzwerkanalyse, die auf die Innovationen der Harvard-Strukturalisten zurückgehen, wurden stetig weiterentwickelt und stellen mittlerweile ein umfangreiches Instrumentarium zur Analyse von Netzwerkstrukturen und Netzwerkbeziehungen zur Verfügung. Schweizer (1996) konstatiert etwa, dass die Netzwerkanalyse heute „einen allgemeinen und umfassenden formalen Apparat für die differenzierte Beschreibung, analytische Zergliederung und Visualisierung auch komplexer Beziehungsmuster bereit[stellt]“ (Schweizer, 1996: 18). Kim (2001) sieht die Besonderheit der netzwerkanalytischen Methoden in ihrer autarken und anwendungsbezogenen Entwicklung: „Die Netzwerkanalyse unterscheidet sich von andersartiger empirischer Sozialforschung dadurch, dass sie über eigenständige Methoden und Techniken verfügt (Kim, 2001: 221).“ Dies gilt allerdings hauptsächlich für die quantitativen Verfahren der Netzwerkanalyse. In dieser Diplomarbeit werden auch die bisher weniger beleuchteten qualitativen Herangehensweisen an die Netzwerkanalyse vorgestellt, deren Methodeninstrumentarium sich im Wesentlichen an den etablierten qualitativen Verfahren orientiert.

Die Methoden der Netzwerkanalyse ermöglichen die Untersuchung von Daten auf verschiedenen Ebenen. Schnegg und Lang (2001) unterscheiden die Ebene der Akteure, die in einzelnen Individuen, ebenso aber auch in Aggregaten von Individuen, wie Haushalten oder ethnischen Gruppen, bestehen können, und die Komponente der sozialen Beziehungen zwischen den Akteuren (vgl. Schnegg/ Lang, 2001: 7). Es

ist wichtig, die verschiedenen Analyseebenen, Akteur, die einzelne Beziehungsdyaade sowie das Netzwerk selbst, stets sorgfältig zu trennen (vgl. Wolf, 1993: 75).

Weiters können grundsätzlich zwei Netzwerktypen unterschieden werden. Zum einen besteht die Möglichkeit zur Analyse von personalen, ego-zentrierten Netzwerken und zum anderen können Gesamtnetzwerke ausgewertet werden. Das wichtigste Erhebungsverfahren zur Gewinnung von Netzwerkdaten ist die Befragung der Akteure. Es muss allerdings beachtet werden, dass Beobachtungseinheit und Analyseeinheit hierbei immer auseinanderfallen. Befragt werden einzelne Akteure, während der Untersuchungsgegenstand auch die Beziehungen zu den Alteri einschließt (vgl. Jansen, 1999: 70).

2.2.3.1. Analyse von ego-zentrierten Netzwerken

Die ego-zentrierte Netzwerkanalyse ist eine im deutschen Sprachraum bisher kaum verwendete Methode, die auf die Forschungstradition der Manchester-Anthropologen zurückgeht (vgl. Jansen, 1999: 79). Bei der ego-zentrierten Netzwerkanalyse stellt man für einen zentralen Akteur (Ego) dessen direkte Netzwerkumgebung fest, also mit welchen anderen Akteuren (Alteri) er Beziehungen welcher Art unterhält (vgl. Schnegg/ Lang, 2001: 7; Diaz-Bone, 2007: 6; Laireiter, 1993: 17; Schweizer, 1996: 241). Eine Darstellung von Positionen und Rollenverflechtungen in Netzwerkstrukturen ist mit Hilfe der ego-zentrierten Netzwerkanalyse jedoch nicht möglich. Sie umfasst im Gegensatz zu einem Gesamtnetzwerk lediglich die von Ego selbst benannten direkten Netzwerkbeziehungen (vgl. Jansen, 1999: 79ff).

Grundsätzlich kann man nach Beziehungen auf zweierlei Arten fragen (vgl. Schnegg/Lang, 2001: 16). Eine Fragevariante wird in hypothetischer Form gestellt. Sie erkundigt sich nach den intendierten oder kognitiven Beziehungen. Im zweiten Fall zielt die Frage auf konkrete Ereignisse und somit auf das faktische Bestehen von Beziehungen ab. Sich nach intendierten Beziehungen zu erkundigen bringt den Vorteil, dass man auch dann Angaben erhält, wenn der oder die Befragte keine oder fast keine tatsächlichen Beziehungen der angesprochenen Art unterhält. Intendierte und faktische Beziehungen müssen sich allerdings keinesfalls decken (vgl. Schnegg/

Lang, 2001: 16). Kognitive Daten betonen typische Beziehungsmuster und verleihen dem Netzwerk mehr Struktur, als tatsächlich vorhanden ist (vgl. Schweizer, 1996: 175). Welcher Netzwerktyp von Interesse ist, hängt von der jeweiligen Forschungsfrage ab (Jansen, 1999: 87). Um soziale Beeinflussung und Meinungsbildung durch das personale Netzwerk erfassen zu können, sind eher die subjektiv wahrgenommenen Netzwerkbeziehungen entscheidend. Geht es jedoch um soziale Unterstützungsressourcen, so sind die tatsächlichen Beziehungen relevant (vgl. ebd.).

Um ein vollständiges Bild eines personalen Netzwerks zeichnen zu können, werden sogenannte Namensinterpretatoren eingesetzt. Diese liefern weitere Informationen über Egos Beziehungen zu den einzelnen Alteri sowie über deren Eigenschaften. „Um weitere Informationen über die *ego-alter*-Beziehungen und über die *alteri* zu erhalten, werden Fragen gestellt, die (auf die *ego-alter*-Beziehungen bezogene) relationale und (auf die Eigenschaften der *alteri* bezogene) attributionale Daten erheben sollen (Diaz-Bone, 2007: 8, Hervorhebungen vom Autor).“ Wichtige Eigenschaften der Beziehungen wie die zugrunde liegenden Rollen, Dauer und Intensität der Beziehungen müssen erhoben werden. Die Beziehungsintensität ist auch ein wichtiger Indikator für die Bestimmung der Stärke einer Beziehung.

Auch Merkmale der Alteri wie Alter, Geschlecht, Wohnort oder sozialer Status müssen erfasst werden, um das Netzwerk abbilden zu können. Es muss jedenfalls ein Kernbestand an gleichartigen Hintergrundinformationen über Ego und jeden seiner Alteri erhoben werden, da nur so einer der wesentlichen Deutungsaspekte der ego-zentrierten Netzwerkanalyse, der Grad der Homogenität bzw. Heterogenität, ermittelt werden kann (vgl. Schweizer, 1996: 248). Um aussagekräftige Resultate zu erhalten, muss man die untersuchte Grundgesamtheit und ihre Ordnung sowie ihr Relevanzsystem gut kennen und diese auch detailliert beschreiben. „Nur ein detailliertes Wissen der Regeln, die mit einer Beziehung verbunden sind, erlaubt eine zuverlässige Interpretation der formalen Ergebnisse (Schnegg /Lang, 2001: 15).“

Um von einem vollständig erhobenen ego-zentrierten Netzwerk sprechen zu können, müssen überdies noch die Beziehungen zwischen den Alteri erhoben werden. So schreibt Jansen: „Damit das Netz als „Netzwerk“ qualifiziert werden kann, ist es insbesondere erforderlich, dass auch die Beziehungen zwischen den Alteri (also nicht

nur von Ego zu Alter) erfragt werden (Jansen, 1999: 65).“ Auch Diaz-Bone (2007) weist auf die Wichtigkeit der Erhebung der Alter-Alter-Beziehungen hin. „Werden die *alter-alter*-Relationen nicht erhoben, so ist im Grunde nur eine Serie von einzelnen unvernetzten Beziehungen zwischen *ego* und je einem *alter* verfügbar (Diaz-Bone, 2007: 8, Hervorhebungen vom Autor).“

Da allerdings bei der Erhebung ego-zentrierter Netzwerke die genannten Alteri nicht befragt werden, muss man die notwendigen Angaben von Ego erfragen (vgl. Schnegg/Lang, 2001: 17). Es kann immer nur die subjektive Sichtweise Egos auf sein Netzwerk erhoben werden (vgl. Diaz-Bone, 2007: 24, Jansen, 1999: 65). Die Zuverlässigkeit der ego-zentrierten Netzwerkanalyse hängt demnach maßgeblich von der Fähigkeit und Bereitschaft der Befragten ab, die Netzwerkmitglieder und –beziehungen zutreffend wiederzugeben (vgl. Jansen, 1999: 85). Insbesondere in der Kombination mit qualitativen methodischen Zugängen stellt die ego-zentrierte Netzwerkanalyse ein interessantes und fruchtbares Instrument der Beschreibung des Zusammenhangs zwischen sozialen Strukturen und individuellen Handlungsspielräumen dar, wie das nächste Kapitel zeigen soll.

2.2.3.2. Qualitative Ansätze der Netzwerkanalyse

Die Netzwerkanalyse ist eine flexible, auf unterschiedlichste Forschungsfragen anwendbare Methode. Die ethnologische Forschung erkannte bereits früh ihr Potential für qualitative Forschungsansätze. Für Thomas Schweizer (1988) stellen quantitative Verfahren der Netzwerkanalyse eher ein Beiwerk zu den „klassischen“ qualitativ-ethnografischen Methoden dar. „Auswertungen von Netzwerkdaten mit Hilfe formaler Verfahren sind eine notwendige Ergänzung der qualitativen Netzwerkanalyse (Schweizer, 1988: 13).“ Seit den 1990er Jahren hat auch in der soziologischen Netzwerkanalyse ein Trend zur Aufnahme qualitativer Verfahren eingesetzt.

Betina Hollstein und Florian Straus haben 2006 erstmals eine Aufarbeitung der qualitativen Netzwerkanalyse im deutschen Sprachraum präsentiert (vgl. Straus, 2006: 481). Hollstein (2006) identifiziert zwischen dem relationalen Ansatz der Netzwerkanalyse und dem qualitativen Paradigma ein Spannungsfeld, das durchaus konstruk-

tiv genutzt werden kann. „Qualitative Verfahren sind Verfahren, die besonders „dicht“ an den individuellen Akteuren, ihren Wahrnehmungen, Deutungen und Relevanzsetzungen ansetzen. Demgegenüber zeichnet sich die Netzwerkanalyse dadurch aus, dass sie als relationaler Ansatz gerade über die individuellen Akteure, singuläre Deutungen und einzelne Beziehungen hinausgeht ... (Hollstein, 2006: 13).“ Genau in diesem Antagonismus sieht sie den Ansatzpunkt der qualitativen Netzwerkanalyse. Sie soll eine Verknüpfung der Struktur- und Akteursperspektive ermöglichen. So schreibt auch Jütte: „In dieser Verbindung und besonderen Akzentuierung von akteurs- und systembezogener Dimension liegt der Reiz und die Leistung der qualitativen Netzwerkanalyse (Jütte, 2006: 218).“

Qualitative Ansätze können die Netzwerkforschung in wesentlichen Punkten bereichern, ist Hollstein überzeugt. So können sie zur Exploration neuer Netzwerktypen, Integrationsmuster und Netzwerkdynamiken beitragen. Weiters können individuelle Wahrnehmungen und Handlungsvollzüge der Akteure im Netzwerk besser nachvollzogen werden (vgl. Hollstein, 2006: 21f). Qualitative Verfahren sollen außerdem insbesondere angewendet werden, wenn nur geringes Vorwissen zum Forschungsgegenstand oder wenig spezifizierte Fragestellungen vorliegen, fügen Franke und Wald hinzu (vgl. Franke/ Wald, 2006: 172). Diaz-Bone teilt die im Band von Hollstein und Straus vertretene Einschätzung bezüglich der Potentiale qualitativer Verfahren in der Netzwerkanalyse (Diaz-Bone, 2007: 19). Er kritisiert allerdings, dass die AutorInnen nicht, wie es der Titel des Bandes vermuten ließe, den Anspruch auf eine autarke „qualitative Netzwerkanalyse“ stellen (vgl. Diaz-Bone, 2007: 10).

Hollstein (2006) sieht in der qualitativen Analyse von Netzwerken weniger ein eigenständiges Verfahren, sondern in erster Linie eine Möglichkeit durch Triangulation mit quantitativen Methoden, Netzwerke und ihre Strukturen und Funktionsweisen umfassender verstehen zu können (vgl. Hollstein, 2006: 23; Diaz-Bone, 2007: 9). Das multimethodische Vorgehen kann zu aufschlussreichen Forschungsergebnissen führen, die über die nur anhand qualitativer Verfahren erzielten Erkenntnisse hinausgehen. Diese Auffassung spiegeln die Beiträge im Band wieder. Es wird ein reiches Spektrum an Kombinationsmöglichkeiten von qualitativen und quantitativen Verfahren eröffnet (vgl. Hollstein, 2006: 12). Qualitative Daten können etwa nachträglich auch quantitativ ausgewertet werden. Es können auch im qualitativen Interview bereits

quantifizierbare Daten mit erhoben werden, wie es auch in der vorliegenden Studie praktiziert wird. Oder quantitativ ausgewertete Netzwerkdaten werden durch zusätzliche qualitative Daten ergänzt (vgl. Straus, 2006: 487).

Die aufschlussreichen Perspektiven, die qualitative Verfahren eröffnen, sollen nicht darüber hinwegtäuschen, dass es ebenso bedeutsam ist, zu beleuchten, welchen Anteil die Netzwerkstruktur an den Konstruktionsmöglichkeiten, der Wahrnehmung des Netzwerks und der Handlungslogik von Ego hat (vgl. Diaz-Bone, 2007: 21). Die Analyse der Netzwerkstruktur, die für eine umfassende netzwerkanalytische Betrachtung erforderlich ist, lässt sich alleine mit qualitativen Verfahren nicht durchführen, betont Diaz-Bone. Auch Franke und Wald (2006) zeigen auf, dass das „Kerngeschäft“ der Netzwerkanalyse, nämlich die Erfassung der Netzwerkstruktur, weiterhin formalen Analyseverfahren vorbehalten bleibt (vgl. Franke/ Wald, 2006: 162). Dass die Aufdeckung der Netzwerkstrukturen erst durch die Anwendung quantitativer Analysemethoden möglich wird, erkennt auch Thomas Schweizer an (vgl. Schweizer, 1996: 10). Die Vielzahl der verfügbaren Informationen und die verschiedenen Analyseebenen können nur mit Hilfe von formalen Verfahren unter einen Hut gebracht werden (vgl. Schweizer, 1988: 170).

„Beide Sichtweisen – die qualitative wie die quantitative – haben ihre Berechtigung. Ja, mehr noch! Sie sind für das vollgültige Verständnis von Interaktionsverläufen und –konstellationen gleichwertig zu behandeln und in das Forschungsdesign einzubeziehen“, plädiert Häussling (2006: 149) für eine Durchmischung der Methoden. „Heute geht es nicht mehr um die Frage, was die bessere oder richtigere Methode ist, als vielmehr darum, welche andere Facette der Realität man mit welcher Methode enthüllen kann“, meint Florian Straus (2006: 486) dazu. Qualitative und quantitative Verfahren können ergänzend zur Klärung der Netzwerkzusammenhänge beitragen und stehen dabei heute auf gleicher Augenhöhe (vgl. Schweizer, 1988: 13; Straus, 2006: 486).

Triangulative Forschungsstrategien können allerdings nur nach umfassender intensiver Planung positive Synergieeffekte erzeugen (vgl. Franke/ Wald, 2006: 169). Die klassischen Gütekriterien beider Forschungstraditionen müssen im Triangulationsverfahren reformuliert werden. Die Ergebnisse der Vielzahl unterschiedlicher Verfahren

können dann zur gegenseitigen Validierung eingesetzt werden (vgl. Jütte, 2006: 217). Darum wäre es nur zu begrüßen, wenn die Kopplung formaler und interpretativer Verfahren der Analyse von Netzwerken in der Sozialforschung künftig eine Selbstverständlichkeit darstellen würde.

2.2.3.3. Methodische Zugänge der qualitativen Netzwerkanalyse

Die Netzwerkanalyse steht, wie weiter oben schon erwähnt, grundsätzlich dem gesamten Spektrum qualitativer Verfahren offen. Franke und Wald (2006) weisen außerdem darauf hin, dass es, bis auf wenige Ausnahmen, keine qualitativen Netzwerkanalyseverfahren im eigentlichen Sinne gibt (vgl. Franke/ Wald, 2006: 160). Die qualitative Methodenschatzkiste bietet allerdings eine Reihe von Verfahren, die für die Analyse von Netzwerken sehr gut anwendbar sind.

Wie weiter oben betont wurde, ist die detaillierte Kenntnis des Forschungsfeldes und des Relevanzsystems, in dem sich die Befragten bewegen, unerlässlich für die Deutung der Netzwerkbeziehungen. Qualitative Interviews bieten dafür die ideale Grundlage, da sie sich wie alle qualitativen Erhebungsinstrumente dadurch auszeichnen, dass sie einen möglichst breiten Datenstrom erfassen (vgl. Hollstein, 2006: 18). Details zur Anwendung qualitativer Interviews werden an dieser Stelle nicht wiedergegeben. Dazu sei auf die umfangreiche Literatur zum Thema verwiesen (z.B. Lamnek, 1989: 35ff, Froschauer/ Lueger, 2003).

Ein qualitatives Verfahren, das tatsächlich speziell zum Zweck der Netzwerkanalyse entwickelt wurde, ist die sogenannte Netzwerkkarte. Sie wird zur Erhebung und Darstellung der Netzwerkmitglieder verwendet. Es gibt sie in unterschiedlichsten Varianten, die alle auf die „Methode der konzentrischen Kreise“ nach Kahn und Antonucci (1980) zurückgehen. Dabei werden die Befragten gebeten, jene Personen, die für sie persönlich wichtig sind, in einem Diagramm mit drei konzentrischen Kreisen einzutragen. Im Zentrum steht das Wort „Ich“. Im innersten Kreis sollen jene Personen angeführt werden, die Ego am wichtigsten sind. Je weiter außen ein Alter eingetragen wird, desto weniger wichtig ist er für Ego. Durch den Abstand der Punkte zu Ego wird also die Intensität der Beziehung angezeigt. Der Stimulus „Wichtigkeit“ ermöglicht

den Befragten die Anwendung ihres persönlichen Relevanzsystems (vgl. Hollstein, 2006: 19).

Die von Kahn und Antonucci (1980) vorgestellte Variante ist in zahlreichen Variationen die gebräuchlichste Darstellungsform von Ego-Netzwerken (z.B. Netzwerk-Questionnaire von Schütze, 2006; EGONET-QF von Höfer et al, 2006; Pelizäus-Hoffmeister, 2006). Gelegentlich wird die Netzwerkkarte auch in verschiedene lebensweltlich-thematische Segmente geteilt, die je nach Bedeutung größer oder kleiner dargestellt werden sollen (z.B. Höfer et al, 2006). Dies hat sich jedoch als wenig praktikabel und auch wenig aussagekräftig in Bezug auf die Netzwerkstruktur erwiesen (vgl. Diaz-Bone, 2007: 13). Daher wird auch in dieser Arbeit davon abgesehen.

Diaz-Bone (2007) kritisiert, dass die Netzwerkkarte auch als grafisch gestützte Form der standardisierten Erhebung von ego-zentrierten Netzwerken verstanden werden kann (vgl. Diaz-Bone, 2007: 11). Auch Franke und Wald weisen darauf hin, dass es sich dabei im Grunde um eine Variation der Namensgeneratoren handelt, die in vielen quantitativen Netzwerkstudien zum Einsatz kommen (vgl. Franke/ Wald, 2006: 161). Hollstein (2006) stellt allerdings die Offenheit der Netzwerkkarte in den Vordergrund. Die durch das Verfahren vorgegebene Standardisierung bedeutet für sie keine Diskrepanz zum Anspruch der Offenheit. „... eine gewisse Standardisierung kann auch bei qualitativen Verfahren sehr sinnvoll sein ... (Hollstein, 2006: 19).“

Netzwerkkarten und qualitative Interviews werden oft kombiniert (z.B. Häussling, 2006; Franke/ Wald, 2006; Höfer et al, 2006; Schütze, 2006; Scheibelhofer, 2006; Kesselring, 2006; Pelizäus-Hoffmeister, 2006). Sie erfüllen eine wechselseitige Kontroll- und Ergänzungsfunktion (vgl. Hollstein, 2006: 28).

Die Zahl der qualitativen Netzwerkanalysen nimmt zwar seit einigen Jahren stetig zu, sie bewegt sich allerdings immer noch jenseits des methodischen Mainstreams, so Straus (2006). „Aktuell gleicht das Feld der qualitativen Netzwerkanalysen einem Entwicklungslabor, in dem mit bewährten und neuen Zutaten heftig experimentiert wird (Straus, 2006: 481).“ Auch diese Diplomarbeit ist als Beitrag zur Erprobung und Entwicklung geeigneter Verfahren der qualitativen Netzwerkanalyse sowie der Triangulation mit quantitativen Verfahren zu verstehen. Ich möchte bei der Datenerhebung

auf eine Kombination aus qualitativem Leitfadeninterview und Netzwerkkarte zurückgreifen. Die daraus gewonnenen Daten sollen zum einen interpretativ und zum anderen formal-statistisch ausgewertet werden.

2.3. Strukturmerkmale sozialer Netzwerke

Ein soziales Netzwerk ist ein äußerst komplexes Gebilde, das mehrere Ebenen in sich vereint. Um die Gesamtheit dieses Konstrukts erfassbar zu machen, bedarf es einer umfassenden Operationalisierung aller relevanten Merkmale des Netzwerks, der Netzwerkmitglieder und der Netzwerkbeziehungen. Auf der Ebene der Individuen kann zwischen absoluten, relationalen, komparativen sowie kontextuellen Merkmalen unterschieden werden (vgl. Jansen, 1999: 53).

Absolute Merkmale beziehen sich allein auf das einzelne Individuum (z.B. Alter, Geschlecht) und bleiben in verschiedenen sozialen Kontexten und Beziehungsgeflechten konstant (vgl. ebd.). Kontextabhängig sind hingegen relationale Merkmale. Diese geben Auskunft darüber, „in welcher Beziehung die Elemente der Ausgangsmenge(n) untereinander stehen“ (Schweizer, 1996: 160). Streng genommen betrachtet man hier also eigentlich keine individuellen Attribute, sondern Eigenschaften von Paaren. Relationale Merkmale sind auch die wesentlichen Erhebungsmerkmale der Netzwerkanalyse (vgl. Jansen, 1999: 53).

Vergleicht man Merkmalsausprägungen eines Individuums mit den entsprechenden Merkmalen des Kollektivs (Netzwerks) handelt es sich um komparative Merkmale. Solche Vergleiche sind sowohl für absolute als auch für relationale Merkmale möglich (vgl. ebd.). So kann die Stellung des Einzelnen im Netzwerk erhoben werden. Kontextuelle Merkmale beruhen darauf, dass ein Individuum aufgrund der Eigenschaften des Kollektivs oder Kontextes, dem es angehört, beschrieben wird. Im Gegensatz zu komparativen Merkmalen sind kontextuelle Merkmale für alle Mitglieder des gleichen Kontextes gleich (vgl. ebd.: 55).

Von diesen vier Arten von individuellen Attributen kann man die Merkmale von Kollektiven unterscheiden. Hier wird wiederum zwischen analytischen, strukturellen und

globalen Merkmalen unterschieden. Analytische Merkmale lassen sich aus den absoluten Merkmalen der Kollektivmitglieder errechnen (vgl. ebd.: 56). Dies sind die typischen Maßzahlen der beschreibenden Statistik wie etwa Mittelwerte und Streuungsmaße. Jene Kollektivmerkmale, die sich aus den relationalen Attributen der Individuen ergeben, werden strukturelle Merkmale genannt. Sie stellen das eigentliche Ziel der Netzwerkanalyse dar, so Jansen (vgl. ebd.: 58). Zuletzt können auch noch globale Merkmale identifiziert werden. Diese lassen sich nicht aus den Merkmalen der Mitglieder errechnen, sondern sind auf einer höheren Aggregationsstufe angesiedelt.

In weiterer Folge möchte ich auf jene Strukturmerkmale näher eingehen, die im Rahmen der ego-zentrierten Netzwerkanalyse von besonderer Bedeutung sind. Dies sind neben den für jede statistische Auswertung relevanten analytischen Merkmalen insbesondere die relationalen sowie die strukturellen Attribute.

2.3.1. Relationale Merkmale

- **Stärke (Intensität)**

Die Intensität einer Beziehung wird oft anhand einer mehrstufigen Skala gemessen (vgl. Schnegg/Lang, 2001: 15). Aufgrund dieses Wertes lässt sich zwischen starken und schwachen Beziehungen unterscheiden. So können Rückschlüsse auf das verfügbare Sozialkapital eines Akteurs gezogen werden. Unterschiedlich starke Beziehungen können, wie weiter oben dargestellt, unterschiedliche Arten von Sozialkapital zur Verfügung stellen.

- **Beziehungskontexte**

Jütte (2002) schreibt: „Ein zentrales Differenzierungskriterium der Analyse von Netzwerken bildet der Inhalt der Beziehungen. Er hängt davon ab, welche Ressourcen vorrangig ausgetauscht werden (Jütte, 2002: 122).“ Kontexte von Netzwerkbeziehungen können etwa der Informationsaustausch, die emotionale Unterstützung, Hilfestellung in unterschiedlichen Formen oder die Akquise materieller Ressourcen sein.

- **Rollen**

Es kann eine ganze Reihe von Beziehungsrollen unterschieden werden. So etwa Partner, Eltern, Geschwister, Kinder, sonstige Familienmitglieder/Verwandte, Arbeitskollegen, Vereinskollegen, Freunde, Nachbarn und Bekannte. Auf einer allgemeineren Ebene kann auch nur zwischen Verwandten und Nicht-Verwandten unterschieden werden.

- **Multiplexität/Uniplexität**

Die Multiplexität bezieht sich auf die unterschiedlichen Rollen, Kontexte und Interaktionsinhalte der Netzwerkbeziehungen (vgl. Kim, 2001: 67; Jansen, 1999: 109). Erst nachdem diese erhoben wurden, lässt sich daraus der Grad der Multiplexität bestimmen. Multiplexe Beziehungen kennzeichnen sich durch mehrere Kontexte und/oder mehrere Rollenebenen (vgl. Kim, 2001: 39; Schnegg/ Lang, 2001: 28, Jansen, 1999: 80). Multiplexität steht in der netzwerkanalytischen Terminologie also für die Vielschichtigkeit von Beziehungen (vgl. Jütte, 2002: 119).

2.3.2. Strukturelle Merkmale

- **Netzwerkgröße**

Die Größe eines Netzwerks ergibt sich aus der Zahl der Alteri, die auf der Basis der verwendeten Netzwerkstimuli⁴ angegeben werden (vgl. Kim, 2001: 64). Sie ist das in der Netzwerkanalyse am meisten verwendete Merkmal und dient als Ausgangspunkt zur Berechnung eines großen Teils der für die ego-zentrierte Netzwerkanalyse wichtigen Parameter.

- **Dichte bzw. Geschlossenheit**

Die Netzwerkdichte oder -geschlossenheit ist ein Maß für die Zusammengehörigkeit (Kohäsion) und den Zusammenhalt eines Netzwerks (vgl. Schweizer, 1996: 177). Sie benennt den Anteil der tatsächlich realisierten Beziehungen an den logisch möglichen Beziehungen unter allen von Ego genannten Alteri. Die Ego-Alter-Beziehungen werden aus der Berechnung ausgeschlossen. Denn würden auch die in einem Ego-Netzwerk notwendigerweise bestehenden Beziehungen zwischen Ego und jedem

⁴ Als Stimuli dienen meist Namensgeneratoren oder Netzwerkkarten.

seiner Alteri mit einbezogen, würde dadurch der Wert in Richtung dichter Netzwerke verzerrt (vgl. Jansen, 1999: 108).

2.3.3. Analytische Merkmale

- **Homogenität/Heterogenität**

Die Homogenität ist eine Maßzahl für die Ähnlichkeit der Alteri eines Netzwerks. Sie ergibt sich aus der Übereinstimmung zwischen den absoluten Merkmalen der Alteri wie etwa Geschlecht und Alter. Sie gibt die soziale Variabilität des Netzwerks wieder (vgl. Jansen, 1999: 110). Ein homogenes Netzwerk weist wenig Variation im Hinblick auf die sozio-demografischen und/oder sozio-ökonomischen Merkmale der Alteri auf. Heterogenität steht dem gegenüber für die hohe Diversität eines sozialen Netzwerks (vgl. Kim, 2001: 127). Für metrisch skalierte Variablen geben Standardabweichung oder Variationskoeffizient den Wert der Homogenität bzw. Heterogenität an.

- **Homophilie/Heterophilie**

Während sich die Homogenität auf die Alter-Alter-Beziehungen beziehen, spiegelt der Homophiliewert den Grad der Ähnlichkeit bzw. Verschiedenheit zwischen den Merkmalen von Ego und seinen Alteri wieder (vgl. Kim, 2001: 147). Homophilie liegt vor, wenn eine überzufällige Ähnlichkeit in den Merkmalen von Ego und seinen Alteri gegeben ist. Die bezüglich der Homophilie zu beobachtende Tendenz lässt sich mit den Worten „Gleich und Gleich gesellt sich gern“ zusammenfassen (vgl. Schnegg/Lang, 2001: 29).

2.4. Unterstützungsressourcen sozialer Netzwerke

2.4.1. Support-Forschung und Netzwerkanalyse

Die Support-Forschung hat sich in den 1970er Jahren zunächst in der Psychologie und Sozialmedizin etabliert. Sie betrachtet die Auswirkungen des sozialen Umfelds und dessen Unterstützungsleistungen auf die Gesundheit des Einzelnen (vgl. Diaz-

Bone, 1997: 111). Jede soziale Beziehung kann auch unter dem Aspekt der sozialen Unterstützung betrachtet werden (vgl. ebd.: 109). So liegt es nahe, die Unterstützungsforschung mit Methoden der Netzwerkanalyse zu kombinieren. „Die Support-Forschung hat implizit oder explizit immer ein System- oder Netzwerkmodell verwendet. Umgekehrt hat die Netzwerkanalyse bereits früh die Thematik sozialer Unterstützung aufgegriffen (ebd.: 122).“ Das Netzwerkmodell ermöglicht die detaillierte Erfassung der sozialen Umwelt und in einem weiteren Schritt auch der Unterstützungsressourcen, über die ein Individuum verfügt (vgl. ebd.: 109).

In dieser Arbeit soll der Frage nachgegangen werden, welche Netzwerkpersonen und Gruppen von Netzwerkpersonen welche Formen der sozialen Unterstützung für Mütter leisten und wie dies den frühzeitigen Wiedereinstieg ins Berufsleben beeinflusst. Zunächst aber soll der Begriff „soziale Unterstützung“ näher herausgearbeitet werden, um seine Bedeutung in diesem Kontext zu klären.

2.4.2. Dimensionen der sozialen Unterstützung

Der Begriff „soziale Unterstützung“ ist sehr vielschichtig und mit mehreren abzugrenzenden Bedeutungen versehen. Hier wird soziale Unterstützung als soziale Interaktion zwischen einzelnen Netzwerkmitgliedern im Sinne reziproker Austauschprozesse verstanden (vgl. Laireiter, 1993: 9; Hill/ Kopp; 1995: 93). Beim reziproken oder sozialen Tausch herrscht die Norm vor, dass der Geber eine angemessene Gegenleistung erwarten kann und der Nehmer sich zu einer solchen verpflichtet fühlt (vgl. ebd.: 94). Der soziale Tausch und damit die soziale Unterstützung wird durch enge Sozialbeziehungen getragen (vgl. Diaz-Bone, 1997: 120). Für die an einer solchen Tauschbeziehung beteiligten Personen bedeutet dies große Aufwendungen. Man investiert viel und bekommt dafür oft lange keinen entsprechenden Lohn. Darum ist bei derartigen Beziehungen nur eine langfristige Bindung effektiv (vgl. Hill/ Kopp, 1995: 96).

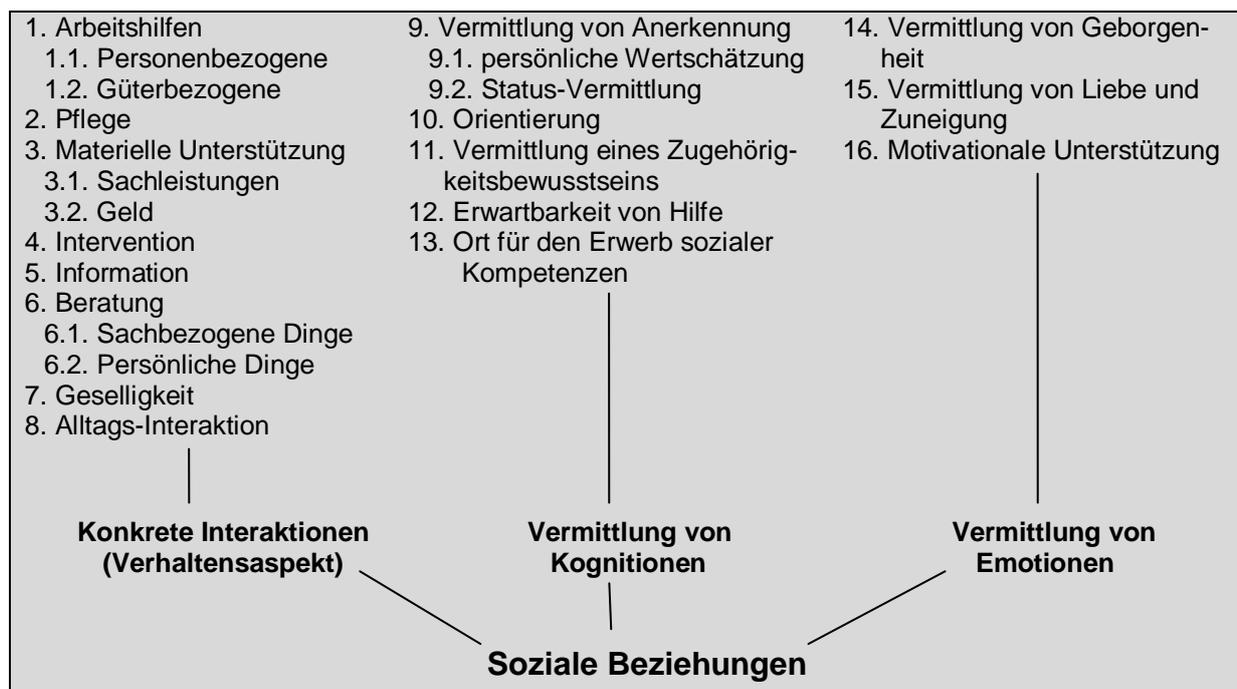
Allgemein kann zwischen instrumentell-materieller und psychologisch-emotionaler sozialer Unterstützung unterschieden werden (vgl. Veiel/ Ihle, 1993: 60). Erstere kann etwa darin bestehen, dass Mittel wie beispielsweise Geld oder Informationen zur Verfügung gestellt werden, mit denen eine belastende Situation besser bewältigt

werden kann. Psychologisch-emotionale Unterstützung äußert sich beispielsweise als Demonstration von Vertrauen, Zuneigung oder Wertschätzung (vgl. ebd.).

Die Literatur zur Support-Forschung bietet eine Fülle weiterer Schemata zur Einteilung sozialer Unterstützungsdimensionen. So teilen etwa Foa und Foa (1980) alle potentiellen sozialen Ressourcen in sechs Klassen ein: Liebe, Status, Information, Geld, Güter und Hilfs- und Versorgungsdienste. Nach Foa und Foa können nicht alle dieser Ressourcen gleich gut miteinander getauscht werden. Manche lassen sich gut gegeneinander aufwiegen, andere weniger gut. Je ähnlicher sich die Leistungen sind, desto eher kann man sie gegeneinander tauschen.

Eine umfassende Systematisierung der theoretisch unterscheidbaren Dimensionen der sozialen Unterstützung hat auch Diewald (1991) erstellt. Diewald teilt die Unterstützungsressourcen in drei Hauptdimensionen: Konkrete Interaktionen, Vermittlung von Kognitionen sowie Vermittlung von Emotionen.⁵ Diese Dimensionen können auch gleichzeitig auftreten und sind nicht immer einzeln nachweisbar (vgl. Diaz-Bone, 1997: 113). Direkt beobachtbar und somit objektiv bewertbar sind nur jene Aspekte, die in konkreten Interaktionen sichtbar werden, also jene der ersten Kategorie.

Abbildung 2: Inhaltliche Typologie sozialer Unterstützung (Diewald, 1991: 71)



⁵ Diese Einteilung wird auch von anderen verwendet, z.B. bei Kaufmann et al. (1989).

Anhand der drei Hauptdimensionen unterscheidet Diewald (1991) weitere Unterstützungsarten. Die konkreten Unterstützungsleistungen umfassen folgende Unterkategorien: „Arbeitshilfen umfassen ein breites Spektrum an Tätigkeiten, auch Dienstleistungen wie das Ausleihen von Dingen und Geld (Diaz-Bone, 1997: 114).“ Die Pflege grenzt sich dadurch ab, dass sie nicht nur für jemanden, sondern auch an jemandem selbst geleistet werden kann. Was unter materieller Hilfe zu verstehen ist, muss wohl nicht weiter erklärt werden. Die Intervention für Ego wird als Unterstützungsmaßnahme gegenüber Dritten eingesetzt. Die Vermittlung von Wissen wird in dem Schema unter dem Punkt „Information“ aufgeführt. Personenbezogene Informationen werden hingegen als „Beratung“ betrachtet. Die Geselligkeit kann durch ihren positiven Beitrag zum allgemeinen Wohlbefinden ebenso als Unterstützungsleistung betrachtet werden. Der letzte Aspekt der Dimension der konkreten Interaktionen ist nicht auf Anrieb als Unterstützungsform zu erkennen. Diewald sieht in den Alltagsinteraktionen jedoch eine Entlastung für Ego, da diese Routinen und Regelmäßigkeiten erzeugen, die wiederum verhaltensstabilisierend wirken (vgl. ebd.).

Während diese Unterstützungsformen eher instrumenteller Natur sind, umfassen die anderen Hauptdimensionen die psychologische Seite der sozialen Unterstützung (vgl. ebd.). Darum können sie auch nicht direkt beobachtet werden und werden oft erst bei ihrem Fehlen bewusst wahrgenommen. Kognitionen, also Einstellungen und Überzeugungen, werden innerhalb des sozialen Netzwerks unbewusst im Alltagsleben vermittelt und können stabilisierend und integrierend wirken. Sie helfen bei der Identitätsfindung und Verhaltensorientierung und vermitteln zudem Anerkennung und Wertschätzung. Auch der soziale Status, den jemand innehat, kann Anerkennung finden und so die Mitgliedschaft zu einer Gemeinschaft bekräftigen. So wird ein Zugehörigkeitsbewusstsein geschaffen. Dies bestärkt die Person auch darin, von ihrem sozialen Netz generell Unterstützung erwarten zu können, was selbst bereits als unterstützende Ressource empfunden wird (vgl. ebd.).

Die Dimension der Emotionen unterscheidet sich analytisch von jener der Kognitionen. Sie umfasst neben der Vermittlung von Liebe und Geborgenheit auch die motivationale Unterstützung. Diese Begriffe sind definitorisch beinahe unmöglich zu erfassen, da sie von jedem Menschen unterschiedlich wahrgenommen werden (vgl. ebd.).

2.4.3. Einfluss der Netzwerkstruktur auf die Unterstützungsressourcen

Die strukturelle Beschaffenheit des Netzwerks muss bei der Analyse der Unterstützungsleistungen unbedingt berücksichtigt werden, da sie eine erklärende Größe für Form und Umfang der sozialen Unterstützung ist (vgl. Diaz-Bone, 1997: 124). Auch Terpe und Steiner (2005) konnten deutlich einen autonomen Einfluss der Sozialstruktur auf das soziale Kapital nachweisen. „...nur Hilfeleistungen im Kontext spezifisch gearteter Netzwerkstrukturen erweisen sich im positiven Sinne als soziales Kapital (Terpe/ Steiner, 2005: 11).“ Dabei müssen die verschiedenen Unterstützungsdimensionen getrennt voneinander betrachtet werden. Denn das gleiche Strukturmerkmal kann auf eine Unterstützungsressource positiv, auf eine andere jedoch negativ wirken.

Die Netzwerkgröße sagt im Allgemeinen nicht besonders viel über das Support-Potential eines Netzwerks aus. Hier lässt sich teilweise sogar ein negativer Zusammenhang zwischen Größe des Netzwerkes und Unterstützungsleistungen nachweisen (vgl. Shumaker/ Brownell, 1984: 16; nach: Diaz-Bone, 1997: 125). Dies wird mit einer „Diffusion von Verantwortung“ in größeren Netzwerken erklärt. Lediglich zur Mobilisierung und als Informationslieferant kann ein größeres Netzwerk für einen Akteur entscheidende Vorteile bringen (vgl. Burt, 1983, nach: Jansen, 1999: 107). Die Leistungsfähigkeit eines großen Netzwerks hängt jedoch auch in diesen Fällen von der Verschiedenartigkeit der Netzwerkpersonen und der starken Fragmentierung des Netzwerks ab (vgl. Burt, 1983, nach: Jansen, 1999: 107). Für die Performanz eines Netzwerks ist also im Grunde nicht die Menge der Netzwerkpersonen entscheidend, sondern deren Unterschiedlichkeit, meint auch Schweizer (vgl. Schweizer, 1996: 122).

Terpe und Steiner (2005) konnten feststellen, dass unterschiedliche Ausprägungen der Strukturmerkmale Dichte und Variabilität (Homogenität) der personalen Netzwerke deutliche Auswirkungen auf den Nutzen und die Unterstützungsressourcen der einzelnen Beziehungen hatten (vgl. Terpe/ Steiner, 2005: 10). Generell gilt, dass dichte Netzwerke, wie jene mit einem hohen Verwandtschaftsanteil, ihre internen

Ressourcen aufgrund der ausgeübten sozialen Kontrolle besser mobilisieren können als lose (vgl. Wellman, 1979: 1215). Weniger dichte und stärker fragmentierte Netzwerke eignen sich hingegen wie eben beschrieben besser um externe Ressourcen abzurufen. Davon spricht auch Granovetter(1973,1974), wenn er die Stärke schwacher Beziehungen betont (vgl. Granovetter, 1973, 1974). Weiters sind multiplexe Beziehungen tendenziell unterstützender, persönlicher und stabiler als uniplexe (vgl. Jütte, 2002: 119). Solidarität und emotionale Hilfe wird am ehesten von dichten Netzwerken mit hoher Multiplexität und homogenen Akteuren geboten (vgl. Burt, 1983, nach: Jansen, 1999: 107).

Die Struktur des Netzwerks kann sich allerdings auch nachteilig auf die Handlungsfreiheit auswirken. Jansen (1990) warnt vor der Beschränkung der individuellen Entfaltungsmöglichkeiten in dichten Netzwerken. Je diversifizierter und voneinander abgegrenzt die Beziehungen eines Akteurs sind, desto mehr strukturelle Autonomie genießt er (vgl. Jansen, 1999: 187). Auch Kühn (2006) spricht den sozialen Druck an, der teilweise von Netzwerkpersonen ausgeübt wird. So können Netzwerke auch eine „Behinderungs- bzw. Sanktionsfunktion“ bekommen (vgl. Kühn, 2006: 396).

Schweizer (1996) meint dazu: „In einem multiplexen, dichten Netz können sich die Akteure leichter erreichen, sie interagieren intensiv miteinander und als Konsequenz entsteht ein höherer Grad an sozialer Kontrolle und daraus folgender Konformität des Verhaltens. Im Gegensatz dazu bieten die schwach verknüpften und uniplexen Netzwerke in städtischen oder komplexen Gesellschaften den Akteuren Fluchtmöglichkeiten, weil diese sozialen Gebilde weniger transparent sind und die Kontrolle nur einige Akteure und bestimmte Beziehungen erfasst, während andere Lebensbereiche davon unberührt bleiben (Schweizer, 1996: 115).“

2.4.4. Wann benötigt man soziale Unterstützung?

Die Nachfrage nach sozialer Unterstützung wird durch die individuelle Lebenslage und die jeweilige „Bedürfniskarriere“ bestimmt (vgl. Diaz-Bone, 1997: 117). Faktoren wie Alter, Stellung im Lebenszyklus, Geschlecht, Gesundheit, Erwerbsstatus, Bildung und das Auftreten von Stressoren beeinflussen das Bedürfnis nach Unterstützung.

Der Bezug von Akteuren auf ihre sozialen Netzwerke steht mit individuellen biografischen Orientierungs- und Handlungsmustern in Zusammenhang (vgl. Kühn, 2006: 406). Kühn (2006) stellt fest, dass junge Erwachsene bei der Lebenslaufkonstruktion zahlreiche Bezüge zu ihrem sozialen Netzwerk herstellen. „Netzwerke werden erstens in ihrer Orientierungsfunktion angesprochen, etwa wenn es um Berufswahl, Betriebs- oder Berufswechsel, das Timing privater Entscheidungen oder die Bewältigung von Unsicherheit geht. (...) Zweitens wird immer wieder die emotionale und instrumentelle Unterstützungsfunktion durch Angehörige persönlicher Netzwerke zum Thema gemacht, ...(ebd.: 396).“

Pelizäus-Hoffmeister (2006) identifiziert mehrere Arten, auf die das soziale Netzwerk zur biografischen Sicherheit beitragen kann. Zum einen kann es als normativer Rahmen für das Handeln interpretiert werden. Weiters kann es auch die eigene Selbstwahrnehmung bestärken. Nicht zuletzt bietet das soziale Netzwerk dem Akteur eine gesicherte Basis, die es gestattet, Unsicherheit in der Lebensplanung zuzulassen (vgl. Pelizäus-Hoffmeister, 2006: 443).

Soziale Unterstützung spielt nicht nur in Krisen- oder Übergangssituationen eine wichtige Rolle, sondern ebenso im regulären Alltag. Sie steigert das Wohlbefinden in jeder Situation. Bereits die Wahrnehmung von Hilfsbereitschaft führt zu einer Steigerung des Selbstwertgefühls und trägt zur psychischen Stabilität bei. So sind auch Menschen, deren Interessen von ihrem sozialen Netz unterstützt werden, glücklicher als Menschen, die keine Unterstützung erfahren (vgl. ebd.).

Gerade der Übergang zur Mutterschaft und die Phase des Wiedereinstiegs stellen an die betroffenen Frauen eine Reihe von Herausforderungen, bei denen die Unterstützung des sozialen Netzwerks von entscheidender Bedeutung sein kann. Auch Heitz und Weber-Guggenbühl (2005) stellen in ihrer Studie für diese Phase fest: „Allgemeine soziale Unterstützung (...) wirkt sich förderlich auf die Bewältigung der mit dem Übergang verknüpften Belastungen aus (Heitz/ Weber-Guggenbühl, 2005: 23).“ Darum soll in dieser Arbeit der Bedeutung von Netzwerken als Anbieter emotionaler, kognitiver und materieller Unterstützung in der Phase der Elternkarenz und des Wiedereinstiegs Aufmerksamkeit geschenkt werden.

3. Durchführung der Untersuchung

Die Ego-zentrierte Netzwerkanalyse ermöglicht es, die sozialen Beziehungen und die soziale Einbettung von einzelnen Akteuren systematisch zu erfassen, zu analysieren und darzustellen (vgl. Schnegg/ Lang, 2006: 47). Die Netzwerkeigenschaften und –strukturen werden als unabhängige Variablen betrachtet und den Handlungen der Akteure, im konkreten Fall dem frühen Wiedereinstieg einer Mutter ins Berufsleben, als abhängige Variable gegenübergestellt. Die Analyse personenbezogener Netzwerke eröffnet zudem ein fruchtbares Anwendungsgebiet für die Triangulation qualitativer und quantitativer Verfahren (vgl. Hollstein/ Straus, 2006; Diaz-Bone, 2007). Diese Arbeit soll aufzeigen, wie das reflexive Ineinandergreifen von qualitativen und quantitativen Verfahren die Entwicklung einer auf die konkrete Forschungsfrage zugeschnittenen netzwerkanalytischen Methode der Erhebung und Auswertung ermöglichen kann.

Als Analyseeinheit habe ich eine einzelne Mutter ausgewählt, deren Fall als prototypische Umsetzung der aktiven Doppelbelastung mit Beruf und Familie nach Keddi und Seidenspinner (1990) gelten kann. Die Analyse soll Aufschluss darüber geben, welche Unterstützung die Frau, die eine frühe Wiederaufnahme der Berufstätigkeit realisiert hat und danach einen positiven Weg zur Vereinbarkeit der beiden Lebensbereiche realisieren konnte, durch die Mitglieder ihres sozialen Netzwerks und aufgrund dessen Struktureigenschaften bekam und bekommt.

Zuerst wurde die für meine Fragestellung interessierende Zielgruppe festgelegt. Dazu habe ich mich an sozio-ökonomischen Daten orientiert. Aus dieser Population wurden weiters Personen ausgewählt, die sich freiwillig zu Verfügung gestellt haben. Mit diesen wurden Leitfadeninterviews geführt und ihre Netzwerke erhoben. Aus diesen Interviews wurde dann ein Fall ausgewählt, der den in Kapitel 1.4.2. von Keddi und Seidenspinner (1990) ausgeführten Kriterien der aktiven Doppelbelastung entspricht.

3.1. Auswahl der Zielpopulation

Im Folgenden soll kurz dargestellt werden, wie sich die soziale Gruppe der Mütter in Österreich zusammensetzt, um darzulegen, auf welchen Grundlagen die Auswahl der für diese Arbeit interessierenden Zielpopulation erfolgte. Knapp zwei Drittel der Kinderbetreuungsgeldbezieherinnen sind nach der Arbeitskräfteerhebung 2005 zwischen 25 und 34 Jahre alt (vgl. Statistik Austria, 2006). Dies ist die Gruppe, in der die Wahrscheinlichkeit für das erste Kind am größten ist. Ich werde mich bei dieser Erhebung auf jene Altersgruppe konzentrieren. 85 Prozent der Frauen mit Kindergeldbezug leben mit Partner und Kind, sieben Prozent sind Alleinerzieherinnen, und acht Prozent leben in einem Zwei- oder Mehrfamilienhaushalt (vgl. ebd.). Auch hier habe ich mich auf die größte Gruppe, nämlich die Mütter in Partnerschaften und Einfamilienhaushalten, konzentriert.

Die Schulbildung habe ich bei der Auswahl geeigneter Interviewpartnerinnen nicht berücksichtigt. Eine Gegenüberstellung von Müttern aus unterschiedlichen Bildungsmilieus wäre sehr aufschlussreich. Eine Vorab-Selektion aufgrund des Bildungsniveaus wäre jedoch nur schwer realisierbar gewesen. Ich habe dieses Merkmal aber bei den Interviews mit erhoben und werde es bei der Interpretation der Ergebnisse miteinbeziehen.

Meine Zielgruppe sind also berufstätige Frauen in festen Partnerschaften, die zum Zeitpunkt der Geburt ihres ersten Kindes zwischen 25 und 34 Jahre alt waren. Der Wiedereinstieg ins Berufsleben ist bei allen Befragten mindestens vor Ablauf der gesetzlich möglichen Karenzdauer erfolgt. Das Ausmaß der Beschäftigung lag bei mindestens 50 Prozent der ursprünglichen Stundenanzahl. Des Weiteren sollte der Wiedereintritt noch nicht zu lange zurück liegen, damit es den Frauen auch möglich war, sich an die Zeit davor zu erinnern. Ich habe mich daher auf Frauen mit Kindern bis zum vierten Lebensjahr konzentriert.

3.2. Warum Einzelfallanalyse?

Die Einzelfallstudie ist keine konkrete Erhebungstechnik, sondern ein Forschungsansatz, der ein einzelnes soziales Element als Untersuchungsobjekt wählt und eine vielschichtige methodische Vorgehensweise oder Untersuchungsform umfasst. Das Ziel der Einzelfallanalyse ist es, das Zusammenwirken einer größeren Anzahl von Faktoren zu erfassen. Dabei werden für die jeweilige Forschungsfrage besonders aussagekräftige Fälle in Bezug auf zahlreiche Dimensionen beobachtet und analysiert (vgl. Lamnek, 2005: 299). Die Individualität und Komplexität der untersuchten Person steht im Zentrum. Die Fälle werden so ausgewählt, dass sie „hinsichtlich einer gleich oder ähnlich strukturierten größeren Menge von Phänomenen als typische Fälle oder besonders prägnante oder aussagekräftige Beispiele gelten (Hartfield, 1982: 160, nach: Lamnek, 2005: 299).“

Im vorliegenden Fall wurde eine Person ausgewählt, die dem Idealtypus der aktiven Doppelbelastung wie ihn Keddi und Seidenspinner (1990) definieren, weitgehend entspricht. Durch die Fokussierung auf ein Untersuchungsobjekt wird es möglich, sich intensiver mit dem Untersuchungsmaterial auseinander zu setzen und so komplexere Ergebnisse zu erzielen, so Lamnek (vgl. Lamnek, 2005: 300). Die untersuchte Person wird als „Fachmann für die Deutungen und Interpretationen seiner Alltagswelt“ (ebd.) aufgefasst, die Auskunft über das zu untersuchende soziale Phänomen gibt.

Die Einzelfalluntersuchung hat gegenüber quantifizierbaren Stichprobenauswahlen in Bezug auf die hier behandelten Fragestellungen entscheidende Vorzüge. „Statt uns auf immer abstraktere Generalisierungen zu konzentrieren, die wir mit immer größeren Datenerhebungen zu finden hoffen, sollten wir versuchen, in intensiven Fallstudien Material zu sammeln, das Aussagen über konkrete Wirklichkeit und Wahrnehmung dieser Wirklichkeit durch konkrete Personen zulässt (Abels, 1975: 330, nach: Lamnek, 2005: 311).“ Durch Anwendung einer Einzelfallstudie sollen die für das zu untersuchende Problem bedeutsamen Kennzeichen als Einheit aufgefasst und zusammengehalten werden (vgl. Mayring, 2003: 18). Die dabei identifizierten Handlungsmuster sind zwar individuell festzumachen, aber keineswegs einmalig, sondern können Einblick in generelle Strukturen liefern (vgl. Lamnek, 2005: 312).

Lamnek betont, dass die Einzelfallstudie grundsätzlich für alle Methoden der empirischen Sozialforschung, demnach auch die quantitativen, offen ist (vgl. Lamnek, 2005: 301). Es ist aber insbesondere möglich, auf ihr aufbauend fruchtbare theoretische Konzepte und Hypothesen für weitere, auch quantitative, Untersuchungen zu entwickeln (vgl. Bortz/ Döring, 2006: 51). Wie Schweizer (1988) für die ethnologische Netzwerkforschung betonte, weisen die meisten Ergebnisse, die über die reine Beschreibung von Netzwerken hinausgehen, den Charakter von Orientierungshypothesen auf (vgl. Schweizer, 1988: 15). „Sie formulieren keine strikt gültigen Zusammenhangsbehauptungen über Netzwerkeigenschaften und Handlungsmuster, sondern verweisen lediglich auf wichtige Phänomene im Gegenstandsbereich, deren Berücksichtigung in künftige erklärungs mächtige Hypothesen einmünden soll (ebd.).“

Diese Diplomarbeit stellt den Versuch der Exploration der inhaltlich wichtigen Aspekte und Dimensionen eines noch weiter zu untersuchenden Feldes, konkret des Stellenwerts des sozialen Netzwerks und dessen Unterstützungsfunktion beim Wiedereinstieg, dar. Durch eine vorgelagerte Einzelfallanalyse soll die empirische Relevanz später zu prüfender Hypothesen sichergestellt werden (vgl. ebd.: 305; Bortz/ Döring, 2006: 580). Durch diese Art der Untersuchung kann festgestellt werden, ob das soziale Netzwerk tatsächlich eine entscheidende Rolle in der Phase des Wiedereinstiegs ins Berufsleben und bei der Bewältigung der darauffolgenden Doppelbelastung spielt und weiterführende Untersuchungen, die auf dieser Annahme basieren, sinnvoll sind. Mit welchen Methoden der Einzelfall schließlich untersucht wird, richtet sich nach den spezifischen Erkenntniszielen. Im vorliegenden Fall wurde ein Leitfadeninterview mit der Analyse des sozialen Netzwerks trianguliert. So soll ein möglichst umfassendes Bild der Untersuchungseinheit ermöglicht werden.

3.3. Forschungsfragen

Im Rahmen dieser Diplomarbeit soll beleuchtet werden, wie die betrachtete Mutter in ihr soziales Umfeld eingebettet ist, wie also ihr persönliches Netzwerk aufgebaut ist. Mein Ziel ist es unter anderem herauszufinden, welche Bedeutung Eltern, Geschwistern und anderen Verwandten innerhalb des persönlichen Netzwerks der Mutter zukommt. Außerdem möchte ich jene Rolle beleuchten, die FreundInnen und andere

nichtverwandtschaftliche Beziehungen im sozialen Netz der Frau einnehmen. Untersucht werden soll konkret der Einfluss der Mitglieder des sozialen Netzwerks bzw. der Einfluss der Gesamtstruktur des Netzwerkes auf die Entscheidung für eine frühere als die im Rahmen der Elternkarenz mögliche Rückkehr an den Arbeitsplatz sowie auf die Umsetzung eines positiven Konzeptes zur Vereinbarung der beiden Lebensbereiche Beruf und Familie. Es ergeben sich folgende Forschungsfragen:

- a. Wie setzt sich das persönliche Netzwerk der Mutter zusammen? Wie ist es strukturiert?
- b. Wie wurde die Entscheidung für einen frühen Wiedereinstieg ins Berufsleben getroffen? Wie wurde der Wiedereinstieg erlebt?
- c. Wie wird die Vereinbarkeit von Beruf und Familienleben erlebt? Welche Strategien zur Bewältigung der Mehrfachbelastung gibt es? Wie kann eine aktive Doppelbelastung mit Berufs- und Familienleben erreicht werden?
- d. Welche Bedeutung haben verschiedene Alteri oder Gruppen von Alteri für die Entscheidung zu einem frühen Wiedereinstieg? Welche Bedeutung haben verschiedene Alteri oder Gruppen von Alteri für die Umsetzung einer aktiven Doppelbelastung?
- e. Welche Arten der Unterstützung erlebt die Frau in ihrem sozialen Netzwerk?
- f. Spielt die Unterstützung durch das soziale Netzwerk eine bedeutende Rolle bei der Entscheidung zur frühen Wiederaufnahme der Berufstätigkeit? Spielt die Unterstützung durch das soziale Netzwerk eine bedeutende Rolle bei der Umsetzung der aktiven Doppelbelastung?

3.4. Erhebungsmethoden

Zur Datenerhebung wurde eine Kombination aus einer Netzwerkkarte, einem Instrument mit quantitativen Zügen, und einem nicht-standardisierten qualitativen Leitfaden-Interview angewendet. Die Durchführung der Interviews wurde fortgeführt, bis ein Fall gefunden wurde, der den Kriterien der aktiven Doppelbelastung genügt. Erhoben wurden nur die Mitglieder der „first-order-zone“ des personalen Netzwerks, also jene Personen, zu denen die Befragten direkten Kontakt haben. Kontakt zu mei-

ner Zielpopulation habe ich über Aushänge in Kinderarztpraxen und Kindergärten hergestellt.

Die Interviews fanden alle in den Wohnungen der Befragten und somit in deren gewohntem Umfeld statt, was für eine offene Gesprächsführung entscheidend war. So meint Lamnek(2005), dass die Erhebungssituation möglichst naturalistisch sein sollte. Verfremdenden Einflüsse führen zu verfremdeten Befunden (vgl. Lamnek, 2005: 509f). Zudem wollte ich die besondere Lebenssituation meiner Zielgruppe, mit kleinen Kindern, die beaufsichtigt werden müssen, berücksichtigen. Die Interviews wurden mit Hilfe eines Voice Recorders aufgezeichnet. So war es mir möglich, mich während des Gesprächs voll und ganz auf die Befragte zu konzentrieren und alle für mich relevanten Themenbereiche aufzugreifen.

„Durch den Leitfaden und die darin angesprochenen Themen erhält man ein Gerüst für Datenerhebung und Datenanalyse,.... Dennoch lässt er genügend Spielraum, spontan aus der Interviewsituation heraus neue Fragen und Themen einzubeziehen oder bei der Interviewauswertung auch Themen herauszufiltern, die bei der Leitfadendenkonzeption nicht antizipiert wurden (Bortz/ Döring, 2006: 314).“ Im ersten Teil des Interviews wurde zunächst die individuelle Perspektive der Befragten im Hinblick auf ihre alltägliche Lebensführung, ihre aktuelle Belastungssituation sowie Veränderungen aufgrund der Mutterschaft und des Wiedereinstiegs erfasst.

Zu einem sich aus der Gesprächssituation günstig ergebenden Zeitpunkt, wurde die Netzwerkkarte eingeführt. Es wurde nach wichtigen und nahestehenden Personen gefragt. Die Alteri wurden von der Befragten selbst, der individuellen Wichtigkeit entsprechend, näher bei oder ferner von Ego angeordnet. Die Netzwerkkarte bietet so nicht nur eine quantitative Aufzählung der wichtigen Netzwerkmitglieder sondern aufgrund der individuellen Visualisierungsmöglichkeit auch einen zusätzlichen Rahmen für qualitative Interpretationen.

Das qualitative Leitfadeninterview wurde nach der Einführung der Netzwerkkarte weitergeführt und die bereits erfassten Beziehungen noch genauer hinterfragt. Insbesondere ging es in diesem Teil des Interviews um die Bedeutung des Netzwerks bzw. einzelner Mitglieder für die individuelle Lebensführung und Lebenslaufkonstruktion

sowie die erhaltenen Unterstützungsleistungen. So sollen auch die relevanten Einflussgrößen in Bezug auf die Entscheidung für eine frühzeitige Wiederaufnahme der Berufstätigkeit identifiziert werden. Überdies wurden die Mütter nach ihren Problemen bei der Vereinbarkeit von Berufs- und Familienleben befragt.

Als Ergänzung zu den anhand der Netzwerkkarte erhobenen Relationen und den im Interview erhaltenen Informationen wurden zuletzt anhand von relationalen und attributionalen Fragen die Beziehungen der Alteri zum untersuchten Ego, die entsprechenden lebensweltlichen Bereiche (Familie, Arbeit, Freunde,...) und ihre Eigenschaften (z.B.: Alter, Geschlecht, gegenwärtiger Wohnort) erhoben und in einer Netzwerktabelle festgehalten. Die Intensität der Beziehung wurde bereits mittels der Eintragung auf der Netzwerkkarte erhoben und diese dient diesbezüglich als Interpretator. Die Alter-Alter-Beziehungen, die für eine korrekte Rekonstruktion der Netzwerkstruktur unbedingt einbezogen werden müssen, wurden ebenfalls im anschließenden Fragenblock erhoben. Nach den Interviews fertigte ich jeweils ein kurzes Gedächtnisprotokoll an, um für die spätere Interpretation relevante Zusatzinformationen festzuhalten.

3.5. Auswertungsmethoden

Zur Auswertung gelangte, wie oben bereits angeführt, lediglich eine Erhebungseinheit, also eine Mutter. Die Auswahl der Untersuchungsperson erfolgte nach dem Interview im Rahmen des Theoretical Sampling aufgrund von Anhaltspunkten die auf eine positive Umsetzung der aktiven Doppelbelastung mit Beruf und Familie schließen lassen. Dabei wurden das Vorverständnis und Vermutungen über den Forschungsgegenstand herangezogen (vgl. Lamnek, 2005: 314). Die so ausgewählte Person wird im weiteren Verlauf als Frau B. bezeichnet. Der Fall soll tiefere Einsichten in den Einfluss der Netzwerkstruktur, nicht nur auf den frühen Wiedereinstieg, sondern auch auf dieses Lebenskonzept liefern.

Bei der Auswertung wurde wie schon bei der Datenerhebung auf die Triangulation qualitativer und quantitativer Verfahren gesetzt. Dafür stehen mehrere Datenquellen zur Verfügung. Zum einen die Netzwerkkarte, des Weiteren die Interviewerzählung

und letztlich die Netzwerktabelle. Zur Analyse wird ein multidimensionales und rekursives, d.h. Interviewtext und Netzwerkkarte aufeinander beziehendes Verfahren angewendet. Zum einen werden Netzwerkkarte sowie Netzwerktabelle mit Hilfe von SPSS quantitativ ausgewertet und zum anderen eine Auswertung des Interviews nach Themenblöcken erstellt, die sich an der Inhaltsanalyse nach Mayring (1983) orientiert. In weiterer Folge werden die Ergebnisse der verschiedenen Analysen gemeinsam zur Beantwortung der Forschungsfragen herangezogen. Diese Vielfalt an Auswertungsverfahren und ihre reflexive Kombination soll den größtmöglichen Erkenntnisgewinn garantieren.

3.5.1. Quantitative Auswertung

Am Beginn der Beschreibung eines Netzwerkes steht die Berechnung von Maßzahlen zu seinen strukturellen Eigenschaften (vgl. Schweizer, 1988: 14). Um ein besseres Verständnis des Ego-Netzes von Frau B. zu erhalten, werden also zunächst die in Kapitel 2.3. beschriebenen Strukturmerkmale detailliert betrachtet. Netzwerkkarten in Kombination mit Netzwerktabellen bieten dazu viele Auswertungsmöglichkeiten (vgl. Straus, 2006: 485). Dazu wird auf Standardverfahren der klassischen empirischen Sozialforschung zurückgegriffen (vgl. Schnegg/ Lang, 2001: 27; Schweizer, 1996: 170). Ich habe dazu SPSS verwendet.

Bei der Analyse von ego-zentrierten Netzwerken sind die einzelnen Beziehungsdya-den die Untersuchungseinheiten. Diese sind demnach die Fälle in der Datenmatrix (vgl. Schnegg/Lang, 2001: 25). Die Eigenschaften von Ego, den Alteri und den Beziehungen stellen die Variablen dar. Es wird zwischen folgenden Variablen unterschieden: Name der Netzwerkpersion, Geschlecht, Wohnort, Kinder, Alter, Intensität der Beziehung, Rollen der Netzwerkpersion, Dauer der Beziehung sowie Kontakthäufigkeit.

Die univariate Beschreibung der Merkmale von Ego, der Alteri und der jeweiligen Beziehungen zwischen ihnen soll einen Eindruck über die Verteilungen der einzelnen Variablen liefern und erste Zusammenhänge sichtbar machen. So kann man sich ein Bild darüber machen, was die Befragte und ihre Alteri auszeichnet und durch welche

Beziehungen sie verbunden sind (vgl. Schnegg/ Lang, 2001: 27). Weiters sollen auch die Zusammenhänge zwischen den Eigenschaften der Befragten, der Alteri und ihren Beziehungen dargestellt werden. Es können Maße wie Größe des Netzwerks, durchschnittliche Stärke der Beziehungen, Dichte, Multiplexität, Homogenität oder Homophilie ermittelt werden.

Bei der Datenanalyse wurden der Ehemann und der Sohn von Frau B., die auf der Netzwerkkarte als bedeutende Bezugspersonen angegeben wurden, ausgespart. Der Ausschluss von Personen, die im gemeinsamen Haushalt mit Ego wohnen, ist bei der Analyse von Ego-Netzwerken üblich, da diese Beziehungen die Netzwerkdaten verzerren würden. So werden auch von Frau B. ihr Mann und ihr Sohn weniger als Mitglieder ihres Beziehungsnetzes wahrgenommen, sondern vielmehr als Teil des eigenen Ichs, was sie auch im Interview mehrfach betont.

3.5.2. Qualitative Auswertung

Die Auswertung des Leitfadeninterviews erfolgt zunächst anhand der Inhaltsanalyse nach Mayring (1983). Die erhobenen Daten müssen so aufbereitet werden, dass der angestrebte Erkenntnisgewinn aufgrund der Triangulation nicht verloren geht. Es werden also nicht zwei voneinander unabhängige Analysestrategien verfolgt, sondern eine gemeinsame (vgl. Franke/ Wald, 2006: 169). Auch die Netzwerkkarte kann zur vertiefenden Interpretation des Interviews herangezogen werden. Deren quantitative Auswertung nimmt für Höfer, Keupp und Straus (2006) sogar eher eine nachrangige Funktion ein. „Sie (die Netzwerkkarte, Anm. d. Verf.) leitet die Auswertung nicht, sondern unterstützt die Inhaltsanalyse, wenn es um das Verstehen von Beziehungsstrukturen geht (Höfer/ Keupp/ Straus, 2006: 282).“

Bei der Auswertung qualitativer Daten müssen insbesondere folgende vier Aspekte berücksichtigt werden:

- Reduktion des umfangreichen Materials auf zentrale Kernaussagen
- Systematisierung der herausgearbeiteten Hauptaussagen
- Explikation der Kernaussagen auf Grundlage weiterer Daten und Materialien
- Bedeutungserklärung und –entfaltung (vgl. Flick/ von Kardoff/ Steinke, 2003)

Diesen Grundsätzen soll auch in der vorliegenden Arbeit Rechnung getragen werden.

Die Inhaltsanalyse nach Mayring (1983) ist ein Instrument für die systematische, regelgeleitete qualitative Analyse von Texten. Sie „untersucht die manifesten Kommunikationsinhalte, also Aussagen von Befragten, die diese bewusst und explizit von sich geben“ (Lamnek, 2005: 512). Die Inhaltsanalyse von sprachlichem Material ermöglicht es, Rückschlüsse auf individuelle und gesellschaftliche nicht-sprachliche Phänomene zu ziehen. So soll die sozio- und psychokulturelle Realität erfasst werden, vor deren Hintergrund die Aussagen getätigt werden (vgl. Lamnek, 2005: 485). Der intuitive Vorgang des Sprachverstehens wird dabei explizit gemacht, systematisiert und objektiviert (vgl. Mayntz et al., 1974: 151, nach: Lamnek, 2005: 478).

Durch die Klassifikation von symbolischem Material aufgrund expliziter Zuordnungs- und Verfahrensregeln sollen die zugrunde liegenden Sinnstrukturen sichtbar gemacht werden (vgl. Lamnek, 2005: 479; Mayring, 2003: 12). Das Material wird, einem Ablaufmodell folgend, in Analyseeinheiten zerlegt und schrittweise bearbeitet. Des Weiteren werden die Analyseaspekte in Kategorien gefasst. Diese werden in einer Rückkopplungsschleife im Laufe der Auswertung überarbeitet (vgl. Mayring, 2003: 7). Die Aussagen der kommunizierenden Akteure werden nicht in Merkmalsausprägungen zerteilt, sondern „in ihrer ganzen Komplexität durch abstraktere Variablenkombinationen“ (Lamnek, 2005: 509) beschrieben. Es gilt, durch Deutung der Inhalte die Bedeutungszuschreibungen herauszufiltern und zu verstehen, um so die zugrunde liegenden Strukturen herauszuarbeiten (vgl. ebd.: 510). Aus einer gegebenen Problemstellung heraus wird eine Forschungsfrage entwickelt, die aber im weiteren Verlauf der Untersuchung modifiziert und angepasst werden kann (vgl. ebd.: 511).

Qualitativ gewonnene Ergebnisse können ebenso wie quantitative generalisiert werden. Wenn auch nicht durch Verallgemeinerung sondern durch Typisierung. Dabei soll ein Set von sozialen Handlungsmustern identifiziert werden (vgl. Lamnek, 2005: 512). Wie viele Personen sich nach einem bestimmten Muster verhalten, ist dabei nicht von Belang. Ebenso wird zur Kenntnis genommen, dass ein Muster nicht immer in allen Details den realen Handlungsfiguren entspricht (vgl. ebd.).

Von Kritikern, die einer strikt interpretativen Sozialforschung anhängen, wird Mayrings Variante der Inhaltsanalyse dahingehend gedeutet, dass sie letztlich nur eine quantitative Analyse vorbereiten soll (vgl. Lamnek, 2005: 506). Dem soll hier nicht widersprochen werden. Nicht zuletzt, da diese Diplomarbeit den Versuch darstellt, das qualitative und das quantitative Paradigma fruchtbar zu triangulieren und daher an dieser Stelle eine strikte Trennung oder gar ein gegeneinander Auspielen der beiden Ansätze wenig zielführend wäre. Aus diesem Grund ist nach Meinung der Autorin auch an einer auf qualitativ gewonnenen Erkenntnissen aufbauenden weiterführenden quantitativen Untersuchung nichts auszusetzen. Mayring (2003) betont, "dass am Anfang wissenschaftlichen Vorgehens immer ein qualitativer Schritt steht" (Mayring, 2003: 19), was aber keineswegs einer weiterführenden quantitativen Untersuchung entgegenstehen sollte.

3.5.2.1. Zusammenfassende Inhaltsanalyse nach Mayring

Mayring (2003) betont, dass die Inhaltsanalyse kein Standardinstrument ist, das immer gleich aussieht. „... sie muss an den konkreten Gegenstand, das Material angepasst sein und auf die spezifische Fragestellung hin konstruiert werden (Mayring, 2003: 43).“ Die Verfahrensweisen müssen immer auf die konkrete Studie hin modifiziert werden und sich am jeweiligen Material als angemessen erweisen (vgl. ebd.: 44). Dies wird auch für das hier behandelte Forschungsproblem befolgt.

Um einen ersten Überblick über das Material und die Kategorien, die sich daraus ergeben, zu bekommen, wird zunächst ein Großteil davon, möglichst unabhängig von theoretischen Vorüberlegungen, gesichtet. Für den weiteren Ablauf schlägt Mayring (2003) zur Orientierung ein Ablaufmodell vor, das sich in neun Stufen gliedert (vgl. Lamnek, 2005: 518; Mayring, 2003: 47ff). Zunächst geht es um die Festlegung des Materials, das der Analyse zugrunde liegen soll. Im vorliegenden Fall wird das Protokoll eines einzelnen Interviews, das dem Typus der aktiven Doppelbelastung zuzurechnen ist, Grundlage der Auswertung sein. Die Festlegung der Zielpopulation, aus der die Befragte stammt, wurde in Kapitel 3.1. detailliert beschrieben, die Gründe für die Auswahl des konkreten Fallbeispiels im darauf folgenden Kapitel.

In einem zweiten Schritt wird die Entstehungssituation des Interviewprotokolls analysiert. Es wird beschrieben, von wem und unter welchen Bedingungen das Material erhoben wurde (vgl. ebd.). Es wird der emotionale, kognitive und Handlungshintergrund des/der VerfasserInnen durchleuchtet. Der soziokulturelle Hintergrund wird ebenso analysiert wie die konkrete Entstehungssituation (vgl. ebd.). Die Kontaktaufnahme erfolgte telefonisch durch die Befragte, nachdem sie im Kindergarten ihres Sohnes den Aushang der Autorin dieser Arbeit gelesen hatte. Es wurde für wenige Tage später ein Termin für das persönliche Leitfadeninterview vereinbart. Wie in Kapitel 3.4. beschrieben, wurde das Interview in der Wohnung von der 36jährigen Frau B. durchgeführt. Ihr Sohn war zu diesem Zeitpunkt im Kindergarten und auch sonst war außer ihr und der Interviewerin niemand anwesend. Es konnte deutlich wahrgenommen werden, dass der Befragten der Austausch zum Thema „früher Wiedereinstieg“ sehr wichtig war.

Die Formale Charakterisierung des Materials stellt den nächsten Analyseschritt dar. Hier geht es darum, in welcher Form das Material vorliegt (vgl. ebd.). Wie in der Mehrzahl der Fälle, handelt es sich auch beim Ausgangsmaterial dieser Untersuchung um ein mittels Voice Recorder aufgezeichnetes und im Anschluss transkribiertes Interview. Dabei wurde vollständig und wörtlich transkribiert, wobei zur einfacheren Lesbarkeit gelegentlich Dialektfärbungen eingedeutscht wurden. Betonungen und Pausen werden bei der Interpretation nicht berücksichtigt.

Ein weiterer Ablaufschritt ist, die Richtung der Analyse festzulegen. Dabei wird festgelegt, was man aus dem Material herausinterpretieren will (vgl. ebd.: 50). So kann der Fokus auf das Thema des Protokolls gerichtet sein. Ebenso könnten auch die emotionalen und kognitiven Handlungshintergründe der befragten Person oder die durch den Text repräsentierten Handlungen im Zentrum des Interesses stehen (vgl. Lamnek, 2005: 519). In dieser Diplomarbeit steht das behandelte Forschungsthema im Fokus. Die Befragte soll sich Gedanken zu den auf Basis der Forschungsfragen entwickelten Themenkomplexen des Leitfadeninterviews machen. Die Richtung der Analyse ist also im vorliegenden Fall, Aussagen über die individuellen Erfahrungen von Frau B. bezüglich des Wiedereinstiegs, der Doppelbelastung und der Unterstützung des Netzwerks machen zu können.

Die fünfte Stufe des Ablaufmodells stellt die theoriegeleitete Differenzierung der Fragestellung dar. Diese zielt darauf ab, die Fragestellung vorab genau zu klären und theoretisch an die Erfahrungen anderer zu diesem Thema anzubinden (vgl. Mayring, 2003: 52). Das theoretische Vorverständnis auf dem diese Untersuchung gründet, wurde in den ersten zwei Abschnitten dieser Diplomarbeit umfassend aufbereitet und dargelegt. Herausgearbeitet wurde insbesondere, dass es einen Typus der bewussten Doppelorientierung auf Beruf und Familie gibt, der in weiterer Folge näher spezifiziert wurde und nun auch Gegenstand dieser Auswertung sein soll. Die sich konkret ergebenden Forschungsfragen sind in Kapitel 3.3. aufgelistet.

Bei der Festlegung der Analysetechnik unterscheidet Mayring (2003) drei Typen inhaltsanalytischen Vorgehens: Zusammenfassung, Explikation und Strukturierung. Die verschiedenen Analysearten sind auch als Mischformen denkbar (vgl. ebd.: 58). Für die vorliegende Studie wurde grundsätzlich die Methode der „Zusammenfassung“ gewählt, wobei im Sinne Mayrings die Analyse an das konkrete Material angepasst und mit Aspekten der strukturierenden Inhaltsanalyse ergänzt wurde. Dies bedeutet, dass die für die Erstellung des Interviewleitfadens formulierten Leitfragen und Themenkomplexe vorab als Grundlage zur Strukturierung des Textes verwendet wurden. Die Strukturierung ist nach Mayring die zentralste inhaltsanalytische Technik (2003: 82). Die grundsätzlichen Strukturierungsdimensionen müssen dazu aus der Fragestellung abgeleitet und theoretisch begründet werden (vgl. ebd: 83). Dies wurde für die vorliegende Arbeit im Rahmen der Ausarbeitung des Interviewleitfadens anhand der Forschungsfragen getan.

Die sich für die Inhaltsanalyse ergebenden Themenblöcke sind:

1. Entscheidung über den Zeitpunkt des Wiedereinstiegs
2. Umsetzung des Wiedereinstiegs
3. Vereinbarkeit von Beruf und Familie
4. Netzwerkstruktur und Beziehungen
5. Soziale Unterstützung

Diese wurden in weiterer Folge in Unterthemen gegliedert, die die Analyse anleiteten. In dieser Phase wird auch das konkrete Ablaufmodell festgelegt. Dieses hält sich im

vorliegenden Fall weitgehend an das von Mayring vorgeschlagene allgemeine Ablaufmodell der zusammenfassenden Inhaltsanalyse (2003: 54, 60).

Die siebte Phase stellt die Definition der Analyseeinheiten dar. Dabei wird die Art der Textsegmente des Interviews festgelegt, die ausgewertet werden sollen (vgl. Lamnek, 2005: 519). „Die Kodiereinheit legt fest, welches der kleinste Materialbestandteil ist, der ausgewertet werden darf ... Die Kontexteinheit legt den größten Textbestandteil fest, der unter eine Kategorie fallen kann. Die Auswertungseinheit legt fest, welche Textteile jeweils nacheinander ausgewertet werden (Mayring, 2003: 53).“ Im Falle der zusammenfassenden Inhaltsanalyse fallen Auswertungs- und Kontexteinheit zusammen (vgl. ebd.: 62). Der gesamte Interviewtext wird nach Themenblöcken gegliedert und liegt somit der Auswertung zugrunde. Die Kodiereinheit ist im vorliegenden Fall jede Aussage, auch ein Teilsatz, die sich einem oder mehreren Unterblöcken inhaltlich zuordnen lässt.

Jetzt folgt die eigentliche Analyse des Materials. Beim Analyseschritt der Zusammenfassung ist das Ziel die Reduktion des Materials. Dabei soll durch Abstraktion eine überschaubare Datenmenge geschaffen werden, wobei die wesentlichen Inhalte jedoch erhalten bleiben sollen (vgl. Mayring, 2003: 58). Das Thema der Kategorienbildung muss vorab theoriegeleitet bestimmt werden (vgl. ebd.: 76), was im konkreten Fall, wie erwähnt, anhand der Leit- und Unterblöcke für den Interviewleitfaden erfolgte. Das Kategoriensystem steht im Zentrum der Inhaltsanalyse und die Konstruktion und Begründung der Kategorien ist daher von besonderer Bedeutung (vgl. ebd.: 43). „Kategorien sind Merkmale des Textes, die der Forscher durch Lektüre der Interviewprotokolle ermittelt hat, um den Text beschreiben zu können (Lamnek, 2005: 519).“ Die Kategorien werden im Zusammenspiel von Theorie und konkretem Material entwickelt und durch Konstruktions- und Zuordnungsregeln definiert (vgl. Mayring, 2003: 53). Dann werden die einzelnen Kodiereinheiten in eine knappe, nur auf den Inhalt beschränkte, beschreibende Form gebracht. Dies wird Paraphrasierung genannt (vgl. ebd.: 61). Nichtinhaltstragende Textteile, also Unwesentliches, Ausschmückendes und vom Thema Abweichendes, werden weggelassen. Zur besseren Veranschaulichung soll an dieser Stelle beispielhaft die Paraphrasierung einiger Aussagen aus dem Interview mit Frau B. dargestellt werden. Ausgewählt wurden

Aussagen zum Thema „Intraindividuelle Einflussfaktoren für den Zeitpunkt des Wiedereinstiegs“.

Abbildung 3: Beispiel Paraphrasierung

Eigentlich konnte ich es kaum erwarten wieder. Weil irgendwie, nach über einem Jahr zu Hause, wollte ich irgendwas Sinnvolles wieder... Sinnvolles halt... was anderes machen, außer eben das Kind versorgen und den Haushalt.	<ul style="list-style-type: none"> • Konnte Wiedereinstieg kaum erwarten • Wollte wieder etwas Sinnvolles machen • Wollte etwas anderes machen als Kinderbetreuung und Haushalt
Also das neue Projekt, das war alles interessant und insofern hab ich mich wieder gefreut, muss ich sagen.	<ul style="list-style-type: none"> • Neues berufliches Projekt war interessant • Habe mich gefreut wieder zu arbeiten
Ich wollte... Und das war auch für uns mal aus finanziellen Gründen notwendig, dass man halt so früh wie möglich wieder normal verdient. Normal ist Teilzeit, nicht wie vorher, aber ja... Es ist ein Gehalt weniger, das fehlt die Monate schon spürbar wenn man eben Kredit und Wohnung und alles finanzieren muss. Das ist schon ein wesentlicher Punkt, sag ich jetzt mal. Aber nicht der entscheidende alleine, das sicher nicht.	<ul style="list-style-type: none"> • Wollte frühest möglich wieder arbeiten • Früher Wiedereinstieg aus finanziellen Gründen nötig • Ein Gehalt weniger fehlt • Finanzielle Gründe waren nicht ausschlaggebend für Wiedereinstieg
Eigentlich... ich hab mich wieder besser gefühlt wie ich wieder sozusagen gearbeitet habe.	<ul style="list-style-type: none"> • Fühlte mich durch Arbeit wieder besser

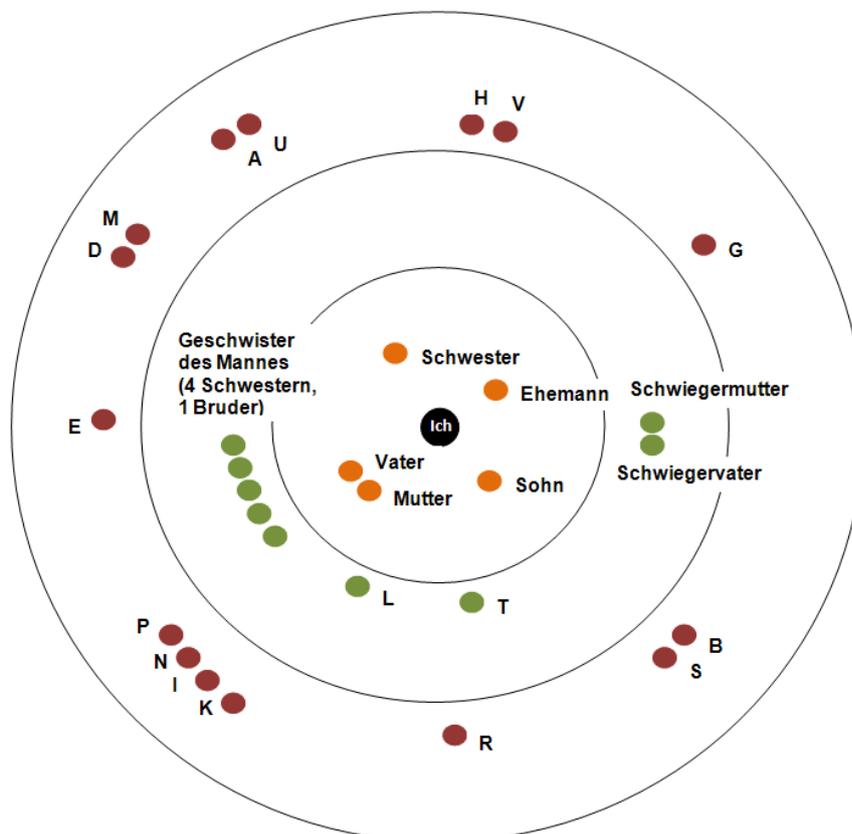
Das Abstraktionsniveau der Paraphrasen wurde von Beginn an relativ allgemein angesetzt, um weitere Schritte zu vereinfachen. Nachdem das gesamte Interview paraphrasiert wurde, wurden als nächster Schritt die Aussagen noch weiter verallgemeinert, jedoch auf einer individuellen Ebene belassen und jene Paraphrasen zusammengefasst, die sich aufeinander beziehen. Inhaltsgleiche und unwichtige Paraphrasen wurden gestrichen. Nach Durchführung aller Reduktions-, Selektions- und Zusammenfassungsschritte ergibt sich ein Kategoriensystem, das im Kapitel 4.3 abgebildet wird. Im letzten Abschnitt dieser Diplomarbeit werden nun die Ergebnisse aller Auswertungsschritte im Detail abgebildet.

4. Ergebnisse

4.1. Die Netzwerkkarte

An dieser Stelle wird die anonymisierte Form der Netzwerkkarte, die Frau B. im Rahmen des Interviews erstellt hat, abgebildet. Es muss ausgeschlossen werden können, aus einer wissenschaftlichen Publikation auf die Identität der Befragten schließen zu können (vgl. Gläser/ Laudel: 271). Um die Wahrung der Anonymität von Frau B. und ihren Netzwerkpersonen sicherzustellen, muss auf eine Darstellung der Original-Netzwerkkarte verzichtet werden. Die Mehrzahl der abgebildeten Alteri wurde auf der unten dargestellten Version der Netzwerkkarte mit dem Anfangsbuchstaben ihres Vornamens codiert. Dies wurde nur dann nicht angewendet, wenn der Buchstabe schon für eine andere Netzwerkperson vergeben wurde. Bei der Platzierung der Punkte wurde auf größtmögliche Übereinstimmung mit dem Original geachtet. Zur Erhöhung der Übersichtlichkeit wurden jedoch, anders als beim Original, die Punkte der unterschiedlichen Intensitätskreise in verschiedenen Farben dargestellt.

Abbildung 4: Netzwerkkarte Frau B.



4.2. Strukturelle Beschreibung des Netzwerkes

Zunächst werde ich auf die strukturellen Merkmale des Netzwerks von Frau B. näher eingehen. Dazu zählt neben der Netzwerkgröße auch die Dichte des Netzwerks. Exklusive Ehemann und Sohn wurden von Frau B. 27 Personen genannt, die sie als „wichtig“ genug einstuft, um sie auf der Netzwerkkarte anzugeben. Heitz und Weber-Guggenbühl (2005) haben bei ihrer Untersuchung in der Schweiz das Ego-Netzwerk nicht anhand der individuell empfundenen Wichtigkeit erhoben, sondern danach, mit wem innerhalb von drei Monaten mindestens einmal persönlicher, telefonischer oder brieflicher Kontakt besteht. Sie stellten fest, dass Frauen im jungen Erwachsenenalter im Schnitt ein Beziehungsnetzwerk von 12 Personen aufweisen, die dem entsprechen (vgl. Heitz/ Weber-Guggenbühl, 2005: 44). Wenn man die Alteri von Frau B. nach diesem Kriterium selektiert, bleiben immer noch 25 übrig. Frau B. verfügt also über ein überdurchschnittlich großes Netzwerk an für sie bedeutsamen Netzwerkpersonen mit denen sie regelmäßig Kontakt hat.

Die Netzwerkgröße korreliert laut den Befunden von Kim (2001) positiv mit einer längeren Ausbildung und einem höheren Sozialstatus (vgl. Kim, 2001: 168). Frau B. verfügt über einen Universitätsabschluss und eine gute berufliche Position in einem weltweit agierenden Technik-Konzern. Die hohe Zahl an genannten Netzwerkpersonen entspricht in ihrem Fall also dem von Kim festgestellten Trend. Höhere Bildung und höherer Status gehen außerdem mit einem geringeren Verwandtschaftsanteil im Netzwerk einher (vgl. ebd.). „...je höher der sozio-ökonomische Status einer Person ist, desto mehr vertraute Personen und desto weniger Verwandte oder Nachbarn hat sie ... (Kim, 2001: 40).“ Unterscheidet man die Netzwerkpersonen von Frau B. nach verwandtschaftlichen und nichtverwandtschaftlichen Beziehungen zeigt sich, dass der Anteil der nichtverwandtschaftlichen Beziehungen mit 17 (63 Prozent) bei fast zwei Dritteln des Gesamtnetzwerks liegt. Auch diesbezüglich kann Kims Analysen recht gegeben werden. Frau B.s Beziehungsnetz weicht jedoch von Kims Befund ab, dass Frauen und Verheiratete grundsätzlich mehr Verwandte im Netzwerk haben als der Durchschnitt. Es scheint, als würde der Effekt der höheren Bildung und des höheren Status diese Tendenz aufheben.

Die Dichte des Netzwerks wurde aus der Relation der theoretisch möglichen Alter-Alter-Beziehungen zu den tatsächlich realisierten errechnet. Dazu wurde der Datenmatrix ein weiterer Block an Variablen hinzugefügt, in dem das Bestehen oder Fehlen einer Beziehung zwischen den Alteri festgehalten wird. „Erzwingende“ Netzwerke, zeichnen sich üblicherweise durch eine hohe Dichte aus. Freiwillige Netzwerke weisen demgegenüber eher eine geringere Dichte auf (vgl. Mayr-Kleffel, 1991: 35). So stellt auch Fischer (1982) fest, dass Netzwerke mit vielen nichtverwandtschaftlichen Beziehungen nur eine geringe Dichte aufweisen (vgl. Fischer, 1982: 44f). Die durchschnittliche Netzwerkdicke beträgt beim ALLBUS 1990 0,67. Es kennen sich also im Schnitt knapp zwei Drittel der Personen (vgl. Wolf, 1993: 87). Kim wiederum stellt eine durchschnittliche Netzwerkdicke von 0,59 für deutsche Ego-Netzwerke fest (vgl. Kim, 2001: 137).

Bei Frau B. ergibt sich mit 351 möglichen und 195 realisierten Beziehungen eine Dichte des Netzwerks von 0,56. Dieser Wert ist zwar nicht außergewöhnlich hoch, hinsichtlich des hohen Anteils an nichtverwandtschaftlichen Beziehungen und der mehreren Subgruppen und Einzelpersonen, die keinerlei Beziehung zum Rest des Netzwerks haben, jedoch durchaus beachtlich. So kennen etwa alle Wiener FreundInnen von Frau B. auch alle im Netzwerk erfassten Familienangehörigen. Dies ist auch angesichts des höheren sozio-ökonomischen Status und der universitären Bildung der Befragten untypisch. In Kims (2001) Analysen zeigt sich ein negativer Zusammenhang zwischen Dichte und Urbanität. Die Dichte der sozialen Netzwerke nimmt mit zunehmender Gemeindegröße deutlich ab (vgl. Kim, 2001: 40). Kims Studie zeigt bezüglich der Gemeindegröße einen deutlich niedrigeren Anteil an Verwandten in Gemeinden mit mehr als 100.000 EinwohnerInnen (vgl. Kim, 2001: 176). Letzteres kann für das Netzwerk von Frau B. bestätigt werden. Die Dichte ist aber wie erwähnt relativ hoch und ein negativer Zusammenhang mit der Urbanität in einer Millionenstadt wie Wien nicht erkennbar.

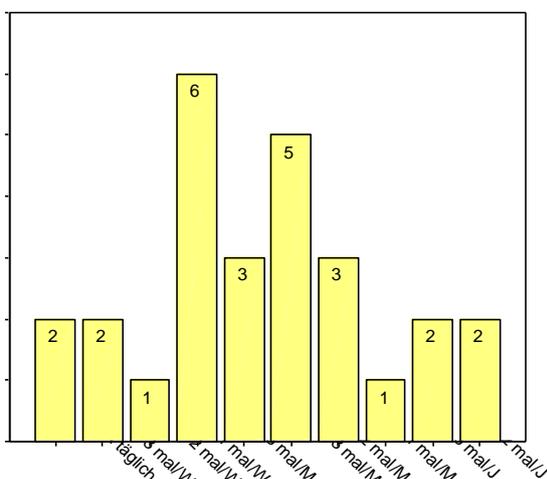
Die relationalen Merkmale der Beziehungen zwischen Frau B. und ihren Alteri werden als nächstes behandelt. Die Netzwerkbeziehungen von Frauen sind tendenziell enger als jene der Männer, so Kim (vgl. Kim, 2001: 143). Bezüglich der Intensität von Beziehungen zeigt sie, dass Netzwerkmitglieder mit sehr ähnlichen Merkmalen eher durch starke Beziehungen verbunden sind, während Personen mit unterschiedlichen

Eigenschaften eher eine schwache Verbundenheit aufweisen (vgl. Kim, 2001: 19). Die Intensität der Beziehungen wurde in drei Zonen eingeteilt. Wobei alle erfassten Beziehungen grundsätzlich als starke Beziehungen aufgefasst werden können, da Frau B. nur Personen angab, die ihr persönlich wichtig sind. Frau B. gab neben ihrem Mann und ihrem Sohn noch drei weitere Personen an, die ihr sehr nahe stehen. Dies sind die Mitglieder ihrer Herkunftsfamilie also Vater, Mutter und Schwester. Neun Personen ordnete sie der zweiten Kategorie zu. Die Herkunftsfamilie ihres Ehemannes fällt hier ebenso hinein wie ihre beiden engsten Freundinnen. In die Kategorie der Personen, die weniger wichtig für sie sind, denen sie sich aber auch verbunden fühlt, fallen 15 ausschließlich nichtverwandtschaftliche Beziehungen zu FreundInnen, ArbeitskollegInnen und NachbarInnen.

	Range	Minimum	Maximum	Mean		Std.abw.	Varianz
Dauer der Beziehung	32	4	36	14,04	2,17	11,278	127,191

Ebenfalls wurde die Dauer der Beziehungen erhoben. Frauen zeigen in verschiedenen Lebensaltern hinsichtlich ihres Beziehungsnetzes und der Beurteilung der Qualität ihrer Beziehungen generell ein sehr homogenes Bild (vgl. Heitz/ Weber-Guggenbühl, 2005: 80). Vor vier Jahren hat Frau B. die letzte Person kennengelernt, die sie in ihre Netzwerkkarte aufnimmt. Die längsten Beziehungen sind jene zu Vater und Mutter. Die durchschnittliche Beziehungsdauer liegt mit 14 Jahren sehr hoch.

Kontakthäufigkeit



Bei der Kontakthäufigkeit zeigt sich, dass zum Großteil der genannten Alteri zwischen zwei mal im Monat und ein mal in der Woche persönlicher, telefonischer oder schriftlicher Kontakt besteht. Zu jeweils fünf Personen herrscht auf der einen Seite der Skala besonders intensiver bzw. auf der anderen Seite eher weniger Kontakt.

Im Hinblick auf die der Beziehung zugrundeliegenden Rollen liegen Familie und FreundInnen mit jeweils 37 Prozent gleichauf. Des Weiteren gibt es noch drei Arbeitsbeziehungen und vier NachbarInnen, die im sozialen Umfeld von Frau B. eine Rolle spielen. Diese Beziehungen werden aber auch als Freundschaften wahrgenommen, was den Anteil der Freundschaftsbeziehungen erhöht. Freundinnen und Freunde machen nach Heitz und Weber-Guggenbühl (2005) für Schweizer Frauen aller Altersklassen mit fast 30 Prozent den größten Anteil an sozialen Beziehungen aus (vgl. Heitz/ Weber-Guggenbühl, 2005: 44). Im Netzwerk von Frau B. ist der Anteil noch größer. Die Anzahl der ArbeitskollegInnen, mit denen Frauen im frühen Erwachsenenalter im Schnitt Kontakt pflegen, liegt nur knapp über 1 (vgl. ebd.: 46). Frau B. liegt auch hier mit drei Arbeitsbeziehungen darüber. Die Zahl der NachbarInnen, zu denen regelmäßiger Kontakt herrscht, beträgt in der Altersgruppe der 20- bis 39jährigen durchschnittlich lediglich 0,35. Beziehungen zu NachbarInnen und ArbeitskollegInnen werden, so Heitz und Weber-Guggenbühl, erst im mittleren Erwachsenenalter wichtiger (vgl. ebd.). Mit vier engen Nachbarschaftsbeziehungen, hat bei Frau B. diese Entwicklung bereits früher eingesetzt. Wobei erwähnt werden muss, dass die NachbarInnen in ihrem Netzwerk die kürzeste Beziehungsdauer aufweisen.

Die Multiplexität kann hier nur für die Rollen der Beziehungen betrachtet werden. Es soll also herausgearbeitet werden, ob eine Netzwerkperson verschiedene Rollen einnimmt oder ob sie auf eine spezielle Rolle festgelegt ist. Frau B. verfügt über sehr viele uniplexe Beziehungen. Lediglich bei den weniger wichtigen Beziehungen zu NachbarInnen und ArbeitskollegInnen, die sie gleichzeitig als FreundInnen wahrnimmt, zeigen sich Doppelgleisigkeiten. Eine hohe Zahl von Beziehungsrollen beeinflusst die Dichte eher negativ. (vgl. Jansen, 1999: 85). Dies kann mit als Erklärung für die hohe Dichte des Netzwerks gelten. Bezüglich der Beziehungsinhalte kann aufgrund der Aussagen von Frau B. keine ausreichende Auswertung erstellt werden. Allgemein lässt sich festhalten, dass, wenn im Netzwerk viele Verwandtschaftsbeziehungen vorhanden sind, der Grad der inhaltlichen Multiplexität tendenziell höher aus-

fällt (vgl. Jansen, 1999: 85). Schnegg und Lang (2001) kommen zu dem Ergebnis, dass die Rollen „Partner“ und „Kinder“ am stärksten multiplex sind.⁶ Die Rollen der „erweiterten Verwandten“ und der „Nachbarn“ sind am wenigsten multiplex und sehr spezialisiert (vgl. Schnegg/ Lang, 2001: 29).

In weiterer Folge werden nun die analytischen Merkmale des Netzwerkes behandelt. Die Homogenität wird im Hinblick auf das Geschlecht, das Alter, den Wohnort sowie das Vorhandensein von Kindern betrachtet. Verheiratete, höher Gebildete und Personen mit höherem Status verfügen, nach Kims Analysen, eher über geschlechtsheterogene Netzwerke (vgl. Kim, 2001: 168). Es zeigt sich jedoch, dass Frau B. im Hinblick auf das Geschlecht ein relativ homogenes Netzwerk hat. Es besteht zu über 70 Prozent aus Frauen. Als verheiratete Frau mit höherer Bildung entspricht ihr Netzwerk also nicht Kims (2001) Ergebnissen.

Das Alter der Netzwerkpersonen liegt zwischen 21 und 64 Jahren und weist einen Mittelwert von knapp 40 Jahren und eine Standardabweichung von 10,6 auf was auf ein eher heterogenes Netzwerk schließen lässt. Bezüglich der Altersheterogenität ergibt sich nach Kims (2001) Befunden für Deutschland eine durchschnittliche Altersdifferenz der Alteri von 10,4 Jahren (vgl. Kim, 2001: 137). Frau B. liegt hier also sehr nahe beim Durchschnitt.

	Range	Minimum	Maximum	Mittelwert	Std.abw.	Varianz
Alter	43	21	64	39,85	10,633	113,054

Der Wohnort des mit 74 Prozent weitaus größten Teils der Personen ist Wien. Ein kleiner Teil der für Frau B. relevanten Beziehungen führt auch in ihre Geburtsstadt Salzburg und zwei der ihr wichtigen Freundinnen aus der Kindheit leben jetzt in England. Auch das Vorhandensein von eigenen Kindern habe ich bei der Erhebung der Daten miterfasst. So zeigt sich das für diese Studie durchaus interessante Verhältnis, von 20 Netzwerkpersonen mit Kindern zu nur sieben ohne Kinder.

⁶ Untersucht wurde die inhaltliche Multiplexität folgender Rollen: Partner, Kinder, Eltern, Geschwister, Freunde, Kollegen, Nachbarn und erweiterte Verwandte.

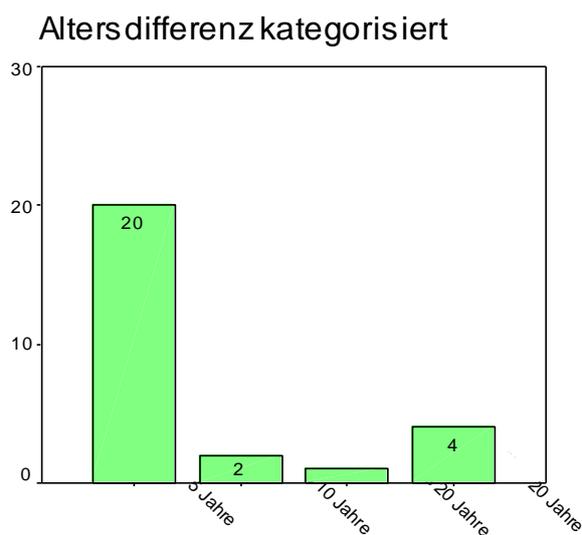
Kim (2001) betont, dass der Anteil der Verwandten im Netzwerk einen eindeutig positiven Zusammenhang mit der Alters-, Geschlechts- und Bildungsheterogenität aufweist (vgl. Kim, 2001: 139). „Erzwingende“ Netzwerke, wie Verwandtschaftsnetzwerke, gehen generell mit geringer sozialer Ähnlichkeit einher. Da diese Relationen nicht frei wählbar sind, weisen Verwandte tendenziell größere Unterschiede bezüglich Alter, Bildungsabschluss oder Sozialstatus auf als nichtverwandte Netzwerkmitglieder. Netzwerke mit vielen nichtverwandtschaftlichen Beziehungen sind eher homogen (vgl. Fischer, 1982: 44f). Der Anteil an Verwandten ist, wie weiter oben erkennbar, in Frau B.s Netzwerk nicht übermäßig groß. Bezüglich des Geschlechts, des Wohnorts und des Vorhandenseins von eigenen Kindern lassen sich die Befunde für das Netzwerk von Frau B. bestätigen. Bezüglich des Alters wirkt das Netzwerk auf den ersten Blick zwar eher heterogen, wird es jedoch kategorisiert, erscheinen die Unterschiede bei weitem weniger eindeutig, was in den Ausführungen zur Homophilie weiter unten näher betrachtet wird. Altershomogenität zeigt sich insbesondere bei den Alteri von Frauen, Verheirateten und Statushöheren (vgl. Kim, 2001: 168). Nachdem diese drei Merkmale auf Frau B. zutreffen, entspricht ihr Netzwerk auf den zweiten Blick doch den Erwartungen, die sich aus der Literatur ergeben.

Die Homophilie der Beziehungen von Frau B. lässt sich größtenteils schon anhand der Ergebnisse zur Homogenität ablesen. In sozialen Netzwerken besteht grundsätzlich ein deutlicher Trend zur Homophilie (vgl. Wolf, 1993: 82). Zwischen Verwandten ist die Homophilie, insbesondere die Altershomophilie, allgemein aber geringer ausgeprägt. Nichtverwandte erzielen bei allen Merkmalen höhere Werte⁷ als Verwandte (vgl. Kim, 2001: 156). Homophilie beruht überwiegend auf gemeinsam geteilten Weltanschauungen, Rollendefinitionen, Zwängen und biografischen Erfahrungen. Insbesondere Freundschaften sind durch einen hohen Grad an Homophilie gekennzeichnet. Viele Forschungsergebnisse zeigen, dass die Homophilie u.a. bezüglich Geschlecht und Lebensalter besonders groß ist (vgl. Schnegg/ Lang, 2001: 30). Im ALLBUS 1990 etwa haben zwei Drittel der Freunde das gleiche Geschlecht wie Ego. Ähnliches lässt sich auch für das Netzwerk der Befragten feststellen. Da der überwiegende Teil der Alteri ebenfalls weiblichen Geschlechts ist, auch in Wien wohnt

⁷ Die Homophiliewerte liegen beim Geschlecht bei 0,76 (Verwandte) zu 1,56 (Nichtverwandte), beim Alter bei 1,83 (Verwandte) zu 5,17 (Nichtverwandte) und bei der Bildung bei 2,74 (Verwandte) zu 5,20 (Nichtverwandte) (vgl. Kim, 2001: 156).

und so wie Frau B. Kinder hat, lässt sich das Netzwerk durchaus als homophil bezeichnen.

Lediglich das Alter der Bezugspersonen weist mit 43 Jahren eine hohe Spannweite auf. Um die Altershomophilie besser veranschaulichen zu können, habe ich die Altersdifferenz kategorisiert. Es zeigt sich, dass es zwar einige wenige Spitzenwerte gibt, der überwiegende Teil der Personen jedoch nicht mehr als fünf Jahre älter oder jünger ist als Frau B. So kann auch in Bezug auf das Alter von einem relativ homophilen Netzwerk gesprochen werden. Bei 65,5 Prozent der Freundschaftbeziehungen, die im Rahmen des ALLBUS 1990 erhoben wurden, differiert das Alter um nicht mehr als fünf Jahre (vgl. Wolf, 1993: 82). Frau B.s Beziehungen weisen sogar noch einen höheren Wert auf.



4.3. Ergebnisse der Inhaltsanalyse

Das Leitfadenterview wurde nach den oben detailliert beschriebenen Ablaufschritten der zusammenfassenden Inhaltsanalyse ausgewertet und Kategorien gebildet, die die Aussagen von Frau B. wiedergeben. Die Ergebnisse der Kategorisierung werden nun übersichtlich dargestellt und durch vertiefende Fallinterpretation werden weitere Aspekte miteinbezogen. Zur plastischeren Darstellung der einzelnen Kategorien werden Zitate aus dem Interview angeführt, die dem rekonstruierten Kausalzusammen-

hang möglichst entsprechen sollen. So soll nachvollziehbar gemacht werden, aus welcher Art von Daten die folgenden Schlussfolgerungen gezogen wurden (vgl. Gläser/ Laudel, 2004: 266). Die Gliederungskapitel orientieren sich, wie erwähnt, an den Punkten des Interviewleitfadens.

4.3.1. Entscheidung über den Zeitpunkt des Wiedereinstiegs

- **Generelle Entscheidung für den Wiedereinstieg**

Diese beiden Kategorien geben die Aussagen von Frau B. wieder, die sich mit der grundsätzlichen Einstellung zum Wiedereinstieg ins Berufsleben nach der Geburt ihres Kindes befassen.

K 1.1. Möglichst früher Wiedereinstieg und Eintritt des Sohnes in den Kindergarten waren von Anfang an geplant.

K 1.2. Wiedereinstieg ist wichtig für Mütter, Entscheidung muss aber individuell getroffen werden.

Für Frau B. war es nie eine Frage, dass sie wieder an ihren Arbeitsplatz zurückkehren will. So bezieht sie sich in ihren Antworten auch nicht wirklich auf die Entscheidung überhaupt wiedereinzusteigen, sondern geht vielmehr bereits einen Schritt weiter und spricht von einem möglichst frühen Rückkehr an den Arbeitsplatz, wie etwa in diesem Zitat: *„Oh ja. Wir wussten von Anfang an, dass wir ihn so bald wie möglich in den Kindergarten geben wollen und dass ich wieder anfangen kann zu arbeiten.“* Ihr Ehemann war in diese Entscheidung so maßgeblich und selbstverständlich eingebunden, dass sie bei der Antwort auf die Frage, die sich eindeutig an sie alleine richtet, gar nicht erst zwischen „ich“ und „wir“ unterscheidet. Sie empfindet den Wiedereinstieg als wichtigen Schritt für sich, will dies aber nicht generalisieren und auf Mütter im Allgemeinen ummünzen. Sie drückt sich in diesem Punkt sehr umständlich aus und wiederholt diese Aussage mehrfach in verschiedenen Formulierungen.

- **Festlegung des Wiedereinstiegszeitpunkts**

Zur Festlegung des Wiedereinstiegszeitpunkts ergeben sich vier Kategorien, die die Aussagen von Frau B. repräsentieren.

K 1.3. Entscheidung über Wiedereinstiegszeitpunkt ist situationsabhängig.

K 1.4. Ursprünglich geplanter Wiedereinstiegszeitpunkt war ideal gewählt; Früherer Eintritt nicht gewollt.

K 1.5. Wiedereinstieg aufgrund eines beruflichen Angebots doch drei Monate früher als geplant.

K 1.6. Eintritt in Kindergarten mit ein bis eineinhalb Jahren geplant; Tatsächlicher Eintritt wesentlich später.

Frau B. betont auch hier, dass die Entscheidung für den Wiedereinstiegszeitpunkt jede Mutter individuell und je nach Ausgangssituation treffen muss. Sie selbst steht nach wie vor voll hinter ihrer Entscheidung und empfindet den Zeitpunkt für sich selbst und auch für ihren Sohn als optimal. *„Also ich glaub, dass eben ein Jahr - ein-einhalb Jahre, so zirka, optimal wären. Für uns hab ich es als richtig eingeschätzt,....“* Dieser Plan ließ sich aber aufgrund der beruflichen Pläne von Frau B. und ihrem Mann nicht umsetzen. Ihr Wiedereinstieg erfolgte aufgrund dessen schon mit dem 15. Lebensmonat ihres Sohnes. Trotz der positiven Einschätzung ihres ursprünglichen Planes und des Scheiterns des selbigen, ist sie mit der schlussendlichen Lösung nicht unzufrieden.

- **Interindividuelle Einflussfaktoren für den Zeitpunkt des Wiedereinstiegs**

Unter diesem Aspekt wurden jene Aussagen verstanden, die sich auf die äußeren Bedingungen des Wiedereinstiegs beziehen und einen Einfluss auf den Wiedereinstiegszeitpunkt hatten.

K 1.7. Zeitpunkt des Wiedereinstiegs wurde gewählt weil

- Voraussetzungen und Möglichkeit gegeben waren,
- verlässliche Betreuung des Kindes im Kindergarten gegeben war,
- Kindergarten Kinder ab eineinhalb Jahren nimmt,
- ein Monat Einlebephase eingeplant wurde,
- lange Abwesenheit in der Telekom-Branche aufgrund der permanenten Veränderungen nicht förderlich ist.

Zentral für die Festlegung des Wiedereinstiegszeitpunkts waren für Frau B. eindeutig die institutionellen Rahmenbedingungen. Die Möglichkeit, dass ihr Sohn einen Betreuungsplatz im gewünschten Kindergarten bekommt, war sehr wichtig für die Entscheidungsfindung. Wobei hier das Vertrauen in die Qualität der Betreuung der wesentlichste Faktor war: *„Also das ist das Essentielle mal, dass ich weiß, die Betreuung wird schon passen. Also denk ich mir, dass das das Wesentliche ist. Also das Aller wichtigste. Alles andere ist egal dagegen.“* Wichtig waren auch Überlegungen die ihre berufliche Stellung betreffen. Sie war sich der Tatsache deutlich bewusst, dass eine lange Erwerbsabstinenz negative Auswirkungen haben würde. Erwartungshaltungen von der Wirtschaft und der erwerbszentrierten Gesellschaft spielten also ebenfalls eine Rolle. Andere äußere Einflüsse waren Frau B. keine Erwähnung wert.

- **Intraindividuelle Einflussfaktoren für den Zeitpunkt des Wiedereinstiegs**

Anders als im letzten Punkt werden hier jene Aussagen zusammengefasst, die die intraindividuellen Beweggründe von Frau B. zur Wahl des Wiedereinstiegszeitpunkts repräsentieren.

K 1.8. Motive für den Zeitpunkt des Wiedereinstiegs:

- wollte wieder Beruf ausüben,
- wollte wieder etwas Sinnvolles machen,
- wollte nicht nur Hausfrau und Mutter sein,
- neues berufliches Projekt war interessant,
- finanzielle Gründe,
- fühlte mich durch Arbeit wieder besser und hatte Freude daran,
- Sohn soll bis zum dritten Lebensjahr nicht nur mit Erwachsenen aufwachsen,
- Sohn soll mehr mit anderen Kindern zusammen sein,
- frühe Sozialisierung ist für Kinder wichtig.

K 1.9. Finanzielle Gründe waren nicht ausschlaggebend für Wiedereinstieg.

Die Berufstätigkeit ist für sie ein essentieller Bestandteil ihrer Identität. Grundsätzlich lässt sich deutlich erkennen, dass ihre Rolle als Mutter nicht den Drang nach beruflicher Erfüllung ausgelöscht hat. Dies äußert sich auch in teilweise negativen Empfindungen gegenüber dem Dasein als Nur-Hausfrau und Mutter. *„Eigentlich konnte ich*

es kaum erwarten wieder. Weil irgendwie, nach über einem Jahr zu Hause, wollte ich irgendwas Sinnvolles wieder... Sinnvolles, halt was anderes machen, außer eben das Kind versorgen und den Haushalt.“ Neben der Steigerung ihrer eigenen Zufriedenheit, hat Frau B. auch erkannt, dass ihrem Sohn eine Erweiterung des sozialen Kontaktgefüges gut tun würde. „Ich hab auch irgendwann mal gespürt, dass er selber auch mehr braucht als nur mich...“ Auch finanzielle Einbußen während der Karenz spielten eine Rolle beim frühen Wiedereinstieg, wobei Frau B. betont, dass dies nicht ausschlaggebend war. „Es ist ein Gehalt weniger. Das fehlt die Monate schon spürbar, wenn man eben Kredit und Wohnung und alles finanzieren muss. Das ist schon ein wesentlicher Punkt, sag ich jetzt mal. Aber nicht der entscheidende alleine, das sicher nicht.“

- **Relevante Personen bei der Entscheidung für den Wiedereinstiegszeitpunkt**

K 1.10. Entscheidung über Wiedereinstiegszeitpunkt mit Mann gemeinsam getroffen; Eltern wurden mit einbezogen und Unterstützung erbeten.

Bei den Überlegungen und der letztlichen Entscheidung für den Zeitpunkt des Wiedereinstiegs wurde sie insbesondere von ihrem Ehemann unterstützt. Wichtig war für das Ehepaar jedoch auch die Zusage von Unterstützung durch die Eltern. *„Natürlich mit der Absprache jetzt mal mit unseren Eltern, ob wir halt auch mit einer Unterstützung rechnen können, im Fall der Fälle, dass wir mal Hilfe brauchen.“* Dieses Vertrauen auf die Unterstützung durch die Eltern gab ihr auch das Gefühl die neuen Herausforderungen meistern zu können.

- **Reaktion des sozialen Umfeldes auf den Zeitpunkt des Wiedereinstiegs**

Hier die Zusammenfassung der Standpunkte zum Wiedereinstiegszeitpunkt die Frau B. aus ihrem Umfeld wahrgenommen hat.

K 1.11. Keine Kritik, sondern Unterstützung des direkten Umfeldes.

K 1.12. Freundinnen ebenfalls früh wieder eingestiegen.

K 1.13. Kritik am Wiedereinstiegszeitpunkt gelegentlich von Außenstehenden.

Die Meinungen aus dem sozialen Umfeld hatten für Frau B. keinen negativen Effekt, der sie an ihrer Entscheidung zweifeln ließ. Im direkten Umfeld stieß sie ausnahms-

los auf Zuspruch. Sie hat im Freundeskreis auch viele Mütter, die ebenfalls berufstätig sind und relativ kurz in Karenz waren. Diese bestärkten sie auch in ihrer Entscheidung. Kritik kommt, wenn überhaupt, nur von Personen, die nicht unmittelbar Teil des Bekanntschaftsnetzwerks von Frau B. sind. *„Ja, es gibt sicher hier und da was gesagt, dass ein Kind vor dem dritten Geburtstag nicht in den Kindergarten gehört und solche Sachen. Aber auch nur am Rand. Also nicht wirklich im Freundeskreis, das nicht.“* Dies war für Frau B. jedoch keine wesentliche Belastung.

4.3.2. Umsetzung des Wiedereinstiegs

- **Probleme bei der Umsetzung des Wiedereinstiegs**

Auch nach Schwierigkeiten, die sich im Zuge des Wiedereinstiegs ergaben, wurde im Interview gefragt.

- K 2.1.** Bei Problemen beim Wiedereinstieg war Bereitschaft für andere Lösungen gegeben.
- K 2.2.** Berufstätigkeit wäre bei fixen Arbeitszeiten und langen Wegzeiten sehr schwierig.
- K 2.3.** Wiedereinstieg wegen beruflichem Angebot drei Monate früher als geplant.

Die Antworten von Frau B. lassen aus ihrer Sicht auf keine wesentlichen Schwierigkeiten bei der Umsetzung des Wiedereinstiegs schließen. Probleme, die sich ergeben könnten, wie etwa im Fall von unflexiblen Arbeitszeiten, wurden nur hypothetisch von ihr angesprochen. Lediglich der kurzfristig vorverlegte Wiedereinstieg aufgrund eines beruflichen Angebotes erforderte eine Anpassung an die neuen Umstände. Für Frau B. war der Umgang mit dieser Angelegenheit aber weniger ein Problem als vielmehr eine Herausforderung, die erfolgreich gemeistert wurde.

- **Belastung nach dem Wiedereinstieg**

Der Wiedereinstieg selbst verlief relativ problemlos. Doch wie sah es in der Zeit danach aus? Wodurch Frau B. nach der Rückkehr an den Arbeitsplatz belastet wurde, wird in den folgenden Kategorien dargestellt.

K 2.4. Belastungen durch den Wiedereinstieg:

- schlechtes Gewissen,
- man bekommt nicht mehr alles vom Kind mit,
- Unsicherheit, ob man das Richtige tut,
- weiterer Aufgabenbereich kommt zum Alltag dazu.

Obwohl sie sich ihrer Entscheidung für einen frühen Wiedereinstieg von Anfang an sehr sicher war, plagte sie einige Zeit ein schlechtes Gewissen, nicht nur ihrem Sohn gegenüber, sondern auch bezüglich anderer Lebensbereiche, die ihrer Empfindung nach zu kurz kamen. *„Weil ich hab immer ein schlechtes Gewissen gehabt, wenn ich irgendwas nicht geschafft habe rechtzeitig.“* Es war eine Umstellung für sie, dass sie nicht mehr alleine für ihr Kind verantwortlich ist, sondern es in fremde Hände gibt. Die Belastung durch die Integration eines weiteren Lebensbereichs in den Alltag spricht sie zwar an, relativiert sie aber auch gleich, indem sie etwa meint: *„Also es ist wirklich manchmal schwer, aber ich glaub im Großen und Ganzen, wenn man sich gut organisiert hat, dann kann man das irgendwie schon schaffen.“* Hier lässt sich deutlich eine gewisse Zwiespältigkeit erkennen. Es hat den Anschein, als würde sie, wie im theoretischen Teil dieser Arbeit thematisiert, nach außen hin nicht zeigen wollen, dass die Mehrfachbelastung sie sehr wohl mitnimmt. Dies könnte ihr als Unzulänglichkeit ausgelegt und die Praktikabilität ihres Lebensmodells könnte in Frage gestellt werden.

• **Reaktionen des sozialen Umfeldes nach dem Wiedereinstieg**

Zu den Reaktionen ihrer Umgebung nach der Umsetzung des Wiedereinstiegs lassen sich folgende Kategorien ableiten:

K 2.5. Allgemeinheit will einem schlechtes Gewissen einreden, weil

- man dem Kind etwas Schlechtes antut,
- lange Betreuung im Kindergarten nicht gut ist,
- man eine Rabenmutter ist.

K 2.6. Vorwürfe kommen nicht vom direkten Umfeld.

Auch nach der Rückkehr ins Berufsleben stand das soziale Netzwerk von Frau B. voll hinter ihr und bestärkte sie in ihrer Entscheidung. Die Aussagen von Personen, die

ihr nicht nahe stehen, gingen ihr nach dem Wiedereinstieg jedoch mehr an die Nieren als vorher. So erzählt sie etwa: *„Ja, von der Umgebung her ist man natürlich beeinflusst. Und für mich ist es immer noch,... jetzt wo er auch schon über drei Jahre alt ist, immer noch schwierig, ähm in diese, wie soll ich sagen... Man wird dauernd irgendwie in eine Position gebracht, wo man denkt, dass man jetzt dem Kind was Schlechtes antut.“* Sie hat das Gefühl, dass sie von der Gesellschaft als Rabenmutter angesehen wird. In vielen Situationen bekommt sie dies zu spüren, auch wenn es ihr nicht direkt ins Gesicht gesagt wird. So herrscht etwa wenig Verständnis dafür, dass ihr Sohn den ganzen Tag den Kindergarten besuchen „muss“, was ihr schon mehrmals indirekt vorgeworfen wurde.

4.3.3. Vereinbarkeit von Beruf und Familie

- **Berufliche Ziele**

Wie bereits ausgeführt, ist Frau B. eine positive Umsetzung der Berufstätigkeit für ihren individuellen Lebensentwurf äußerst wichtig. Für sie steht außer Frage, dass die Berufstätigkeit, ebenso wie ihre Rolle als Mutter, zu ihrem Leben dazu gehört. Vor der Karenz war sie fünf Jahre bei ihrem Arbeitgeber beschäftigt. So war es auch eine relativ einfache Entscheidung für sie als man ihr anbot, für ein berufliches Projekt im Ausland drei Monate früher aus der Karenz zurückzukommen. Dies zeigt sich auch in ihren Äußerungen zum beruflichen Fortkommen.

K 3.1. Lange Abwesenheit in der Telekom-Branche aufgrund der permanenten Veränderungen nicht förderlich.

Es war für Frau B. klar, dass sich die Dauer ihrer Karenz auch nach den Erfordernissen ihres Berufs richtet. *„Und ich bin in der technischen Branche, ich sag mal in der Telekom-Branche tätig, und dann ist es auch jetzt für den Beruf nicht so gut, wenn man so lange weg ist. Weil da ändern sich die Sachen wenn man eine Zeit lang nicht da ist.“* Um also den Wiedereinstieg aus beruflicher Sicht möglichst reibungslos abwickeln zu können, war ihr klar, dass die Karenz nicht unbegrenzt lange dauern sollte.

- **Positive Verbindung von Berufstätigkeit und Mutterrolle**

Unter diesem Punkt werden jene Kategorien subsumiert, die zeigen, warum Frau B. dem Typus der aktiven Doppelbelastung, wie ihn Keddi und Seidenspinner (1990) darstellen, zuzuordnen ist.

K 3.2. Positive Vereinbarkeit möglich aufgrund der vom Arbeitgeber ermöglichten flexiblen Arbeitszeit; Bei Erkrankung des Kindes Heimarbeit möglich.

K 3.3. Flexible Arbeitszeiten wichtiges Entscheidungskriterium für frühen Wiedereinstieg.

K 3.4. Nähe des Kindergartens wichtig weil

- Möglichkeit der Kontrolle Vertrauen geschaffen hat,
- keine Wegzeit vorhanden ist,
- Alltag sich gut organisieren lässt,
- Einkaufsmöglichkeiten in unmittelbarer Nähe sind.

Dass sie Beruf und Mutterschaft gut verbinden kann, steht für Frau B. außer Frage. Die Gründe, die sie dafür nennt, sind in erster Linie die äußeren Rahmenbedingungen, die ihr von Arbeitgeber und Kinderbetreuungseinrichtungen geboten werden. Sie hat bezüglich ihrer Arbeitszeit sehr große Freiheit und kann sie sich je nach Bedarf einteilen und wenn nötig auch von zu Hause aus arbeiten. Dies sieht sie nicht nur für sich selbst, sondern generell als maßgeblich für die Umsetzung eines frühen Wiedereinstiegs an. *„Wir haben eben Gleitzeit... Also dafür bin ich schon froh. Also die Flexibilität ist, vielleicht kann man sagen, einer von diesen Punkten die wichtig sind für die Entscheidung, dass man, ich sag mal jetzt, relativ früh einsteigen kann wieder ins Berufsleben.“* Des Weiteren betont sie auch die Wichtigkeit der Nähe des Kindergartens zum Wohnort und zum Arbeitsort, da man so viel Zeit sparen und die alltäglichen Wege besser organisieren kann. Es gibt aber noch einen Grund, warum die Nähe des Kindergartens wichtig für sie ist. Sie konnte anfangs, wenn sie das Bedürfnis hatte, schnell nach ihrem Sohn sehen und sich vergewissern, dass er in guten Händen ist. *„Also das war... das hat mir viel, wie soll ich sagen, Vertrauen gegeben. Also das wird schon klappen. Also wir werden das schon schaffen.“*

- **Spannungsverhältnis zwischen Mutterrolle und Rolle als Arbeitnehmerin**

Trotz des allgemein positiven Empfindens der Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit kommt Frau B. mehrfach auch auf die problematischen Seiten dieser Doppelbelastung zu sprechen.

K 3.5. Doppelbelastung ist anstrengend, weil

- es eine Veränderung ist,
- es eine gedankliche Umstellung ist,
- ein weiterer Aufgabenbereich zum Alltag dazu kommt,
- es schwierig ist, Kind alleine zu lassen,
- man schlechtes Gewissen hat,
- mit Kind keine genaue Planung möglich ist,
- manchmal keine Ruhepausen möglich sind.

K 3.6. Organisation von Doppelbelastung ist nicht einfach, aber anfängliche Überlastung legt sich.

K 3.7. Vereinbarkeit mit weiterem Kind wahrscheinlich nicht möglich.

K 3.8. Seltenerer Kontakt zu Freunden.

Die in Kategorie 3.5. aufgezählten Argumente wurden teilweise schon in Kategorie 2.4. zu den Belastungen nach dem Wiedereinstieg behandelt. Sie werden hier ein weiteres Mal angeführt, da nur so ein vollständiges Bild zu diesem Themengebiet gezeichnet werden kann. In ihren Antworten ist erkennbar, dass es für Frau B. zu Beginn schwer war, einen Teil der Verantwortung für die Kinderbetreuung abzugeben, was nach einiger Zeit jedoch besser wurde. *„Also für mich war das einfach eine gedankliche Umstellung. Aha, ich bin nicht mehr für ihn jetzt 24 Stunden zuständig und ich weiß es nicht, was er grad macht.“* Was sich insbesondere zum Spannungsverhältnis der beiden Lebensbereiche herauskristallisiert, ist, dass sie durchaus mit der Doppelbelastung zu kämpfen hatte und hat, wobei wieder die oben schon erwähnte Zwiespältigkeit ins Auge sticht. Sie betont immer wieder, dass sie mit den Belastungen gut zurecht kommt. Sie kehrt in ihren Aussagen jedoch auch immer wieder an den Punkt zurück, wo sie betont, dass die Doppelbelastung schwer zu bewältigen ist. So kommt im folgenden Zitat auch vier mal das Wort anstrengend vor: *„Ja ich schaffe es irgendwie. Aber es ist anstrengend, es ist schon anstrengend. Eben wenn man fast Vollzeit arbeitet und dann wie gesagt wieder zu Hause, und der Haushalt, und Einkäufe, und eben mit dem Kind, und sonst Freunde besuchen. Das*

muss man alles planen. Das ist schon anstrengend. Also das muss man wirklich gut organisieren und einplanen und... Ja, aber es ist schon anstrengend.“ Sie sieht das Verhältnis von Berufs- und Familienleben durchaus ambivalent. So kommt sie auch zu dem Schluss, dass eine Berufstätigkeit in diesem Ausmaß mit einem weiteren Kind wahrscheinlich nicht möglich wäre. Was sie ebenfalls thematisiert, ist, dass die Organisation dieser beiden Lebensbereiche Opfer fordert. So sind Ruhepausen oft nicht möglich und die Kontakte zu Freunden bleiben ebenfalls teilweise auf der Strecke. *„Es geht sich natürlich nicht immer so aus wie man will oder wie es vorher war, dass man so oft Freunde besucht oder dass die Freunde auch so oft zu Besuch kommen.“*

- **Umgang mit den Belastungen**

Wie bereits angemerkt, relativiert Frau B. die durchaus massiven angesprochenen Belastungen immer wieder. Ihre Argumentation lässt sich in den folgenden beiden Kategorien nachlesen.

K 3.9. Belastungen waren nicht so schlimm weil

- darauf vorbereitet,
- gute Organisation,
- Auszeiten genommen werden.

K 3.10. Man muss sich darüber klar sein, dass man nicht alles schaffen kann und Prioritäten setzen.

Frau B. empfindet die Vereinbarkeit der verschiedenen Lebensbereiche deshalb nicht als besonders belastend, weil sie sich frühzeitig damit auseinandergesetzt hat und von Beginn an darauf bedacht war, den Alltag bestmöglich zu organisieren. Ihr Lösungsweg für die Doppelbelastung heißt: Prioritäten setzen. *„Also für mich hat es eine Zeit lang gedauert bis ich mir selber klar wurde, dass ich jetzt nicht alles schaffen kann wie vorher. Also man ist am Anfang, oder ich war zumindest so... Ich hab gedacht: Ok, ein Kind ist das, und ich werde jetzt die Arbeit schaffen, ich werde den Haushalt schaffen, ich werde alles wie vorher machen und wir werden alle glücklich und ich auch dabei. Also das dauert eine Zeit lang bis man kapiert hat: Ok, das geht sich nicht aus so. Da muss man halt Prioritäten setzen.“*

- **Unterstützung des sozialen Umfelds bei der Bewältigung der Belastungen**

Hier ein kurzer Vorgriff auf die Unterstützung, die Frau B. von ihrem Umfeld zur Bewältigung der Doppelbelastung erhielt.

K 3.11. Ohne Unterstützung wären Belastungen nicht bewältigbar.

K 3.12. Doppelbelastung gemeinsam mit Mann und Eltern schaffbar; Unterstützung der Mutter hat Auslandsaufenthalt ermöglicht, Mann kümmert sich bei Überlastung um Sohn.

K 3.13. Unterstützung durch zwei gute Freundinnen.

Frau B. war sich der Unterstützung durch ihren Ehemann und die Eltern sicher, was ihr einen großen Halt gab. *„Aber es war in dem Sinn wie gesagt nicht so schlimm weil man sich auch selber vorbereitet hat, dass man... das wird eh so sein... und wir werden das wirklich mit Hilfe oder auch gegenseitig wir zwei oder mit den Eltern, dass wir das irgendwie schaffen. Also das war schon wichtig.“* Und an anderer Stelle wird nochmals sehr deutlich, wie viel ihr die Unterstützung ihres gesamten Umfeldes in der Lebensphase des Wiedereinstiegs tatsächlich bedeutet hat. *„Also ich denke mir, alleine hätten wir es auch nicht geschafft und es wäre auch nicht so schön denk ich mir.“* Trotz der positiven Einstellung, die sie gegenüber der Doppelbelastung mitbringt, kommt sie gelegentlich an einen Punkt, an dem sie sich eine Auszeit nehmen muss. In diesen Situationen ist die Unterstützung ihres Mannes wichtig für sie. *„Ich sag es meinem Mann. „Bitte nimm ihn mal. Geht mal kurz Radfahren eine halbe Stunde oder irgendwas zusammen spielen. Und äh, ja, dann geht’s wieder. Aber dass man sagt: Ok, jetzt brauche ich mal für mich kurz Zeit.“ Und dass man einfach die Gedanken loslässt und dann geht’s wieder.“*

4.4. Netzwerkbeziehungen und Unterstützungsressourcen

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der Netzwerkauswertung und der Inhaltsanalyse zur Bedeutung des Ego-Netzwerks von Frau B. und einzelnen Netzwerkbeziehungen sowie deren Unterstützungsleistungen wiedergegeben und Befunden aus der Literatur gegenübergestellt. Dyadische Sozialbeziehungen sind mehr als nur die Summe zweier Einzelpersönlichkeiten. Vielmehr liegt ihre Essenz in der wechselsei-

tigen Beeinflussung und stetigen Neukonstruktion. So auch Lambertz (1999): „Beziehungen werden in ihrer Ausgestaltung durch die Persönlichkeitseigenschaften der beteiligten Personen beeinflusst (Lambertz, 1999: 54).“ In einem sozialen Netzwerk gibt es verschiedene Beziehungstypen, die sich durch spezifische Merkmale voneinander unterscheiden. Auch diese beziehungstypischen Attribute haben Einfluss auf die Ausgestaltung der einzelnen Sozialbeziehungen.

Grundsätzlich lässt sich bei den Beziehungsrollen zwischen Verwandten und Nichtverwandten unterscheiden. Während die verwandtschaftlichen Beziehungen vorgegeben sind, werden die nichtverwandtschaftlichen Relationen im Laufe des Lebens erworben. Beide Beziehungstypen bringen auch spezifische Arten des Austausches und der sozialen Unterstützung mit sich. Verwandtschaftliche Beziehungen kennzeichnen sich eher durch Obligationen, während nichtverwandtschaftliche Beziehungen eher auf Kompatibilität und Vergnügen beruhen (vgl. Kim, 2001: 127).

4.4.1. Stellenwert und Unterstützung des sozialen Netzwerks allgemein

Die empfundene soziale Unterstützung übt bei Müttern wie auch in der Gesamtbevölkerung einen bedeutenden Einfluss auf die Beurteilung des eigenen Wohlbefindens aus. Klepp (2004) bestätigt die große Bedeutung der emotionalen Unterstützung durch das soziale Netzwerk bei der Einschätzung der Lebensqualität von Müttern (vgl. Klepp, 2004: 98). Jene Mütter, die über einen großen Rückhalt in ihrem sozialen Netz verfügen, schätzten ihre Gesundheit bedeutend positiver ein als jene, die weniger Unterstützung erleben.

K 4.1. Soziales Netzwerk und regelmäßige Kontaktpflege sind sehr wichtig.

K 4.2. Erleben von Unterstützung ist schön.

K 4.3. Unterstützung vor allem im Zusammenhang mit Kind:

- hauptsächlich Kinderbetreuung,
- Einkäufe bei Krankheiten,
- Informationen geben,
- emotionale Unterstützung,
- Ratschläge normalerweise von anderen Eltern.

Diese wichtige Funktion lässt sich auch in den Aussagen von Frau B. über die Bedeutung ihres sozialen Umfelds feststellen. Die Beziehungen zu FreundInnen und Familie sind ihr sehr wichtig und sie investiert auch viel Zeit und Energie, um diese zu erhalten. Welchen wesentlichen Einfluss die Unterstützung ihres Netzwerks auch in der Phase des Wiedereinstiegs und danach hatte, lässt sich etwa an folgendem Zitat erkennen: *„Also ich denke mir, alleine hätten wir es auch nicht geschafft und es wäre auch nicht so schön, denk ich mir.“* Sie empfindet die Hilfestellung von den ihr nahe stehenden Personen als entscheidenden Faktor bei der Umsetzung ihres positiven Vereinbarkeitskonzepts. So kann die Unterstützung des Netzwerks in ihrem Fall nicht nur als Bereicherung, sondern als maßgeblicher Faktor für das Leben einer aktiven Doppelorientierung verstanden werden.

Die Unterstützung des sozialen Netzwerks kann in vielerlei Hinsicht einen ganz wesentlichen Beitrag zum Gelingen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie leisten. Soziale Netzwerke können nicht nur emotionale Unterstützung bieten, sie können etwa auch Kinderbetreuungsleistungen übernehmen, materielle Hilfe leisten und vieles mehr. Wobei Frauen eher emotionale und soziale Unterstützung leisten und Männer eher instrumentelle Hilfestellung bieten (vgl. Schnegg/ Lang, 2001: 32). Frau B. spricht insbesondere die Kinderbetreuung als wichtige und besonders häufige Unterstützungsleistung an. Aber auch andere Formen der konkreten Unterstützung werden von ihr erwähnt. *„... wenn man krank war, eben Einkäufe zu erledigen oder es (das Kind) auf dem Weg zu holen oder einfach Informationen geben für irgendwas. Also jede Art halt, aber hauptsächlich dreht es sich um die Kinder. Also eben um die Betreuung.“* Cizek (2004) ermittelte, dass drei Viertel der von ihr befragten Wienerinnen und Wiener angaben, Verwandte oder FreundInnen in unmittelbarer Nachbarschaft zu haben, die ihnen in Notsituationen, wie etwa bei Krankheit, zur Seite stehen können (vgl. Cizek, 2004: 21). Auch Frau B. verfügt über Menschen in ihrem Umfeld, die sie in solchen Situationen unterstützen. Auch wenn es um emotionale Dinge geht, kann sie sich auf ihr Netzwerk verlassen. Sie holt auch immer wieder Ratschläge in Bezug auf das Großziehen eines Kindes von ihrem Umfeld ein. Dabei greift sie eher auf Personen zurück, die ebenfalls Kinder haben, da sie diesen bei Unsicherheiten mehr vertraut.

4.4.2. Stellenwert von Verwandtschaftsbeziehungen

Verwandtschaftsbeziehungen bauen üblicherweise auf dem biologischen Kriterium der gemeinsamen genetischen Ausstattung auf (vgl. Lambertz, 1999: 12). Individuelle Präferenzen und Sympathien haben keine Auswirkungen auf das faktische Bestehen der Verwandtschaft. So betont Lambertz (1999): „Verwandtschaftliche Beziehungen existieren unabhängig vom persönlichen Gefühl und sind in der Regel vom Individuum nicht auflösbar (ebd.).“ Wellmans (1979) Theorie der „befreiten Gemeinschaft“ besagt, dass Sozialbeziehungen allgemein loser geknüpft sind als früher, die Individuen aber weiterhin an ihren primären Beziehungen festhalten (1979: 1206). Empirische Befunde bestätigen seine Annahme. Kim (2001) schreibt etwa: „All diese Diskussionen machen darauf aufmerksam, dass verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Individuen trotz der weit verbreiteten Vermutung, sie hätten sich im Zuge der Modernisierung „aufgelöst“, noch immer einen unersetzlichen Bestandteil der Sozialstruktur ausmachen (2001: 205).“ Auch Höfer, Keupp und Straus (2006) zeigen, dass die Familie auch in Zeiten der Individualisierung ein wesentlicher Bezugspunkt für Intimität, Nähe, Sicherheit und Vertrauen ist (vgl. Höfer/ Keupp/ Straus, 2006: 281). Dies lässt sich auch durch Frau B.s Einschätzung ihrer familiären Bindungen bestätigen. Sie gibt an, dass ihr ihre Familie sehr wichtig ist.

K 4.4. Familie ist sehr wichtig; viel Kontakt mit Familie.

Während allgemein die horizontalen Familienbeziehungen als Folge der Tendenz zur Einkindfamilie abnehmen, werden die vertikalen Familienbeziehungen, also jene zwischen den Generationen, häufiger. Drei- und auch Viergenerationenfamilien sind heute der Regelfall (vgl. Richter, 2004: 187). Diese Ausdünnung der horizontalen Kontakte trifft für Frau B.s Familie nicht zu. Sie selbst hat eine Schwester und ihr Ehemann fünf Geschwister, zu denen auch ein guter und enger Kontakt besteht. *„Ja also wir sind dauernd unter Menschen. Mein Mann hat noch fünf Geschwister... Und es ist immer dauernd irgendwas. Es ist ein Geburtstag oder irgendwas, es wird Matu-
ra gemacht oder irgendeine Sponion, was weiß ich was, wird gefeiert.“*

Typisch für Verwandtschaftsbeziehungen sind Verbindlichkeit und die Erwartung gegenseitiger Unterstützung. So stellt auch Diwald (1991) fest, dass Verwandte neben

dem Partner die wichtigsten Unterstützungspersonen sind (vgl. Diewald, 1991: 107). Schnegg und Lang (2001) stellen überdies fest, dass auf Verwandte insbesondere dann zurückgegriffen wird, wenn intensive emotionale und wirtschaftliche Unterstützung benötigt wird (vgl. Schnegg/ Lang, 2001: 32). So etwa auch in der Phase nach der Geburt eines Kindes und nach dem Wiedereinstieg ins Berufsleben. Auch Frau B. konnte sich in dieser Zeit voll und ganz auf ihre Familie verlassen. Auch Cizek (2004) betont, dass bei Krankheit und in Notsituationen in erster Linie auf die Hilfe der Verwandten zurückgegriffen wird. Mütter nehmen diese Unterstützung meist in Form von kurzfristiger Kinderbetreuung in außerplanmäßigen Situationen wahr (vgl. Cizek, 2004: 21). So auch Frau B., wobei in erster Linie Eltern und Schwiegereltern herangezogen werden, aber auch ihre engsten Freundinnen sowie Nachbarfamilien.

- **Ehemann:**

Obwohl der Ehemann in dieser Analyse aus weiter oben angeführten Gründen nicht als Teil des ego-zentrierten Netzwerks behandelt wird, soll an dieser Stelle nicht ausgeklammert werden, dass er für Frau B. die wichtigste Bezugsperson überhaupt darstellt. Dies wird dadurch untermauert, dass sie bei Fragen, die sich auf ihre individuelle Einschätzung beziehen, in den Antworten sehr oft in ein „wir“ verfällt. Der Ehemann ist ihr so nahe, dass sie ihn beinahe wie ein Stück ihrer Selbst wahrnimmt.

K 4.5. Viel Unterstützung von Mann durch

- Kinderbetreuung bei Überlastung,
- Austausch über persönliche Dinge,
- emotionale Unterstützung;

K 4.6. Mann ist Arbeitskollege; Arbeit wird auch zu Hause thematisiert; Positiv, dass in der Arbeit private Vereinbarungen getroffen werden können.

Sie spricht auch über sehr vielschichtige Unterstützungsleistungen durch ihren Mann. Insbesondere, wenn ihr die Belastungen über den Kopf zu wachsen drohen, ist er ihre wichtigste Stütze wie auch an dem Zitat am Ende von Kapitel 4.3.3. klar wird. Auch auf die Frage nach den Personen, mit denen sie sich über persönliche Dinge austauscht, ist der Ehemann die erste Wahl. *„Ja, auf jeden Fall mit meinem Mann. Also hauptsächlich mit ihm und sonst mit meinen beiden Freundinnen.“* So ist er auf allen drei Ebenen der sozialen Unterstützung nach Diewald (1991) ihre erste Anlauf-

stelle. Eine besondere Situation ergibt sich außerdem dadurch, dass Frau B. und ihr Mann im gleichen Unternehmen beschäftigt sind. So wird bei Ehepaar B. auch in der Freizeit häufig über die Arbeit gesprochen und diskutiert. Die Befragte empfindet die Situation nicht als Belastung, sondern kann ihr durchaus positive Seiten, gerade in Bezug auf die Vereinbarkeit, abgewinnen. *„Das war immer so und das kann man nicht ausschalten manchmal, dass man zu Hause weiter von den selben Themen redet wie in der Arbeit. Aber es hat auch einiges Positives, dass man sich auch in der Arbeit treffen kann und etwas bespricht, oder was weiß ich. Oder ausmacht: Ok, machen wir das jetzt so? Oder: Gehst du jetzt früher nach Hause? Oder irgendwas. Holst du ihn ab? Oder so.“*

- **Eltern:**

Die Beziehung zu den Eltern ist im Laufe des Lebens vielen Veränderungen unterworfen. Auch nach dem Auszug aus dem Elternhaus bleibt in der Regel das besondere emotionale Verhältnis zu den Eltern bestehen (vgl. Heitz/ Weber-Guggenbühl, 2005: 21). Richter (2004) zeigt auf, dass die räumliche Distanz zu den Eltern in der Regel auch bei erwachsenen Kindern nach wie vor nicht groß ist. Fast 50 Prozent der 30- bis 44jährigen leben weniger als 30 Autominuten von den Eltern entfernt (vgl. Richter, 2004: 189). Folglich ist auch der persönliche Kontakt zur Herkunftsfamilie meistens gut. Mehr als die Hälfte der Personen in dieser Altersgruppe sehen ihre Eltern zumindest einmal pro Woche. Letzteres trifft auf Frau B. nicht zu, da ihre Eltern im über 300 km und knapp 3 Stunden Autofahrt von Wien entfernten Salzburg leben. Durch diese Entfernung ist der persönliche Kontakt zwar eingeschränkt, dennoch hat sie fast täglich telefonisch Kontakt zu Mutter und Vater. Sie hat trotz der relativ großen räumlichen Distanz ein sehr inniges Verhältnis zu beiden Elternteilen.

K 4.7. Trotz großer räumlicher Distanz sehr enge Beziehung und immer Unterstützung durch Eltern; Anbieten von Unterstützung ist Eltern wichtig.

K 4.8. Unterstützung nach Wiedereinstieg vor allem durch Eltern und Schwiegereltern.

Die Unterstützungsleistungen, die Eltern bieten, sind sehr vielschichtig. Insbesondere, wenn Probleme auftauchen, verlassen sich viele auf die Hilfe der Eltern. Die Unterstützung durch die Eltern ist, wie die österreichische Generationenstudie 1998

zeigt, vor allem für Personen mit kleinen Kindern wichtig, da diese neben Jugendlichen jene sind, die am meisten Hilfe benötigen (vgl. Majce, nach: Richter, 2004: 190). Frau B. äußert ganz deutlich, wie wichtig für sie die Unterstützung durch die Eltern ist. *„...trotzdem sind sie immer da wenn ich sie brauche. Die kommen mal her, auch wenn es für eine Woche ist, zum Aushelfen oder so, das ist... und dass eben für die das extrem wichtig ist, dass sie uns helfen können.“* So empfindet sie das Angebot von Hilfestellung auch als bedeutsame Zuwendung der Eltern an ihre Tochter, das zu ihrer eigenen Zufriedenheit beiträgt. Auch die Schwiegereltern unterstützen Frau B. bei der Bewältigung der Vereinbarkeit. Sie nehmen dabei allerdings, obwohl sie in der selben Stadt wohnen, keine so zentrale Rolle ein wie ihre eigenen Eltern.

K 4.9. Schwiegereltern helfen gelegentlich, aber weniger.

K 4.10. Unterstützung von Schwiegereltern durch

- gelegentliche Kinderbeaufsichtigung bei Einkäufen,
- Kinderbetreuung während Auslandsaufenthalten,
- Unterstützung vor allem in der Zeit in der am meisten Hilfe benötigt wurde.

Sie übernehmen insbesondere gelegentlich für kürzere Zeiträume die Beaufsichtigung des Kindes. *„Oder eben die Schwiegereltern. Wenn wir eben irgendwo einkaufen gehen müssen dann mal, das ist eben anstrengend mit dem Kind, dann lassen wir ihn bei der Schwiegermutter.“* Fast ein Fünftel der erwerbstätigen ÖsterreicherInnen lässt die Kinder hauptsächlich von den Eltern oder Schwiegereltern betreuen (vgl. Statistik Austria, 2006: 11). Doch vor allem in Fällen von außerplanmäßiger, kurzfristiger oder unregelmäßiger Abwesenheit wird die Kinderbetreuung durch die Eltern in Anspruch genommen. Diese Betreuungsform ist gesellschaftlich weitgehend akzeptiert und nimmt der Mutter das Stigma ab, das die „Fremdbetreuung“ des Nachwuchses üblicherweise mit sich bringt.

Nach der Gründung einer eigenen Familie werden die Eltern oft zu den wichtigsten Ansprechpartnern. Frauen wenden sich in dieser Lebensphase, wenn sie Unterstützung brauchen, an Personen mit Familienerfahrung. Auf die Frage nach den Personen, mit denen sie sich über ihren Sohn und über Kindererziehung austauscht, gibt auch Frau B. eine Antwort, die dies ganz deutlich zeigt. *„Normalerweise eben Leute, die ein bisschen Erfahrung haben. Wenn man sich unsicher ist bei irgendwas.“* In-

besondere die Beziehung zur Mutter gewinnt nach der Geburt eines Kindes an Bedeutung. „Besonders die Mutter kann der jungen Frau helfen, sich in ihrer neuen Mutterrolle zurecht zu finden (Heitz/ Weber-Guggenbühl, 2005: 21).“

K 4.11. Sehr viel Unterstützung durch Mutter.

K 4.12. Viel Unterstützung von Mutter durch

- Begleitung für ein Jahr ins Ausland zur Kinderbetreuung,
- Austausch über Kindererziehung,
- immer Unterstützung wenn nötig.

Die Großmutter ist neben der Mutter selbst außerdem die häufigste Betreuungsperson der Kinder (vgl. ebd.). Dies scheint auch auf Frau B.s Mutter zuzutreffen. Diese ist nicht nur schnell zur Stelle, wenn kurzfristig Kinderbetreuung benötigt wird, das Engagement reicht sogar so weit, dass sie Familie B. nach dem Wiedereinstieg über ein Jahr ins Ausland begleitet hat, um ihren Enkel zu versorgen. Frau B.s Wiedereinstieg wurde, wie schon ausgeführt, aufgrund eines Projekts im Ausland kurzfristig um einige Monate vorverlegt. Dieses für sie und ihren Mann lukrative Angebot konnte nur angenommen werden, da Frau B.s Mutter ihr Leben im Dienste eines erfolgreichen beruflichen Wiedereinstiegs ihrer Tochter zurückgestellt hat und so diesen Auslandsaufenthalt ermöglichte. *„Sie ist einfach mit uns mitgekommen. Und das hat das Ganze, ich sag mal so einfach gemacht.“* So leistete die Mutter neben emotionaler und kognitiver Unterstützung auch einen sehr großen Beitrag durch konkrete Hilfestellung. Über die Rolle des Vaters in der Phase der Familiengründung und des Wiedereinstiegs, finden sich in der Literatur nur vage Befunde. In Frau B.s Fall, nimmt ihr Vater jedenfalls einen sehr hohen Stellenwert ein. Sie bewertet weder die Intensität der Beziehung zu ihrem Vater anders als jene zu ihrer Mutter noch empfindet sie die Unterstützung durch ihn stärker oder schwächer.

K 4.13. Vater hat Auslandsaufenthalt der Mutter unterstützt.

K 4.14. Viel Unterstützung von Vater durch

- Billigung des Auslandsaufenthaltes der Mutter,
- immer Unterstützung wenn nötig.

Für Frau B. war die Tatsache, dass ihr Vater seine Frau für so lange Zeit entbehrt, damit sie im Ausland die Betreuung ihres Enkels übernehmen kann, ebenso bedeutsam wie die Tat selbst. Auf die Frage, ob es Unterschiede in der Intensität der Beziehung gibt, meint sie deshalb auch: „*Eigentlich nicht, weil mein Vater hat diese Entscheidung auch unterstützt, dass meine Mutter halt mitkommt.*“ Dennoch spricht sie beim Vater weniger die manifesten Unterstützungsformen an. Es scheint, als stünden hier der emotionale und kognitive Aspekt im Vordergrund.

- **Schwester:**

Geschwisterbeziehungen sind oft die längsten Beziehungen im Leben. Ross und Milgram (1982) kommen zu dem Schluss, dass „...family values instilled in childhood reappeared in adulthood as internalized personal values whose sharing maintained continuity and closeness among siblings (Ross/ Milgram, 1982: 231).“ Geschwisterbeziehungen wirken also durch das geteilte Wertesystem der Kindheit wie ein „unsichtbares Band“, das das ganze Leben lang erhalten bleibt. Strukturelle Faktoren wie Altersabstand, Geschlecht, Position in der Geschwisterreihe können Einfluss auf die Identitätsbildung haben (vgl. Kasten, 1993: 17).

Der Begriff Geschwisterbeziehung impliziert die Existenz einer feststehenden unveränderlichen Relation, die für das Verhältnis zwischen Geschwistern charakteristisch ist. Die Bindung zwischen Geschwistern ist allerdings dynamisch und unterliegt im Laufe des Lebens einem Wandlungsprozess (vgl. ebd.: 9). Für die meisten innerfamilialen Beziehungsarten existieren zahlreiche gesetzliche, normative und religiöse Vorschriften. An Geschwister werden im Erwachsenenalter keinerlei vergleichbare Regeln herangetragen. So kann auch die Art und Intensität der Beziehungen stark variieren (vgl. Heitz/ Weber-Guggenbühl, 2005: 21). Dabei spielen Lebensumstände, Lebensstile und Werte eine große Rolle. Differenzen bezüglich der individuellen Werte wirken sich meistens negativ auf das Verhältnis zu Bruder oder Schwester aus (vgl. Ross/ Milgram, 1982: 231).

Allgemein lässt sich feststellen, dass im Laufe des Lebens der Stellenwert der Geschwisterbeziehungen signifikant abnimmt (vgl. Kasten, 1993: 73). Im frühen Erwachsenenalter kommt es meist zu einer Reduzierung der Kontakthäufigkeit und einem Nachlassen der Intensität (vgl. ebd.: 22). Der Eintritt in die Familienphase mit

der Geburt der Kinder verstärkt die Distanzierung und Separierung noch weiter (vgl. ebd.: 123). Die Abnahme der subjektiv erlebten Nähe zu Geschwistern geht zugunsten einer stärkeren Hinwendung zur eigenen Gründungsfamilie (vgl. ebd.: 131). Frau B. hat eine um zwei Jahre jüngere Schwester, die wie ihre Eltern in Salzburg lebt. Trotz der großen räumlichen Entfernung ist für Frau B. ihre Schwester eine der wichtigsten Bezugspersonen. Sie hat etwa gleich viel Kontakt zu ihr wie zu ihren engsten Freundinnen.

K 4.15. Intensiver Austausch mit Schwester.

K 4.16. Sehr viel Kontakt zu den fünf Geschwistern des Mannes.

Die Schwester ist kinderlos und alleinstehend. Trotz der unterschiedlichen Lebensmodelle tauschen sich die Schwestern intensiv über persönliche Dinge wie auch über Frau B.s Alltag im Spagat zwischen Kind und Beruf aus. „*Bezüglich meinem alltäglichen Leben, sag ich mal, mit dem Kind, auf jeden Fall meine Schwester.*“ Das enge Verhältnis hat sich auch durch die Familiengründung von Frau B. nicht geändert. Der Befund von Kasten(1993), kann für die Beziehung zwischen Frau B. und ihrer Schwester also nicht bestätigt werden.

Häufigere Kontakte, ob telefonisch, schriftlich oder persönlich, gehen meist mit einem intensiveren Austausch und daraus resultierend auch mit größerer emotionaler Nähe einher, stellen Ross und Milgram fest (vgl. Ross/ Milgram, 1982: 232). Auch wenn die geografische Entfernung zwischen Frau B. und ihrer Schwester relativ groß ist, herrscht eine rege Kommunikation. Entsprechend der Aussage von Ross und Milgram (1982) kann für die Beziehung der beiden auch von einer sehr engen emotionalen Bindung gesprochen werden. Mehrfach wurde auch empirisch nachgewiesen, dass Beziehungen unter Schwestern besonders eng sind und die Kontakthäufigkeit höher ist als bei anderen Geschwisterdyaden. Frau B. und ihre jüngere Schwester stehen sich ohne Zweifel sehr nah.

Nach Kasten (1993) spielen im frühen Erwachsenenalter Geschwister als Quelle von sozialer Unterstützung nur eine periphere Rolle (vgl. Kasten, 1993: 169). Wenn, dann leisten sie eher instrumentelle und materielle Unterstützung (vgl. Auhagen, 1993; Ross/ Milgram, 1982). Das Ausmaß und die Intensität des Austausches von sozialer

Unterstützung wird, laut Kasten (1993), durch Faktoren wie geografische Nähe, Alter, Gesundheitszustand, Geschlechterkombination sowie ethnische und soziodemografische Merkmale bestimmt. Dass man im Bedarfsfall mit Unterstützung durch Schwester oder Bruder rechnen kann, ist alleine schon ein wichtiger Faktor (vgl. Kasten, 1993: 161). „Als stützend und potentiell schützend erlebt wird bereits die Tatsache, dass man ein Geschwister hat (ebd.).“ Frau B. spricht neben dem emotionalen und kognitiven Aspekt ihrer Beziehung keine Unterstützungsleistung seitens der Schwester konkret an. Dass vorrangig instrumentelle Unterstützung gewährt wird, kann für die Dyade von Frau B. und ihrer Schwester also nicht bejaht werden. Sie ist sich der Erwartbarkeit von Hilfe durch die Schwester stets bewusst, nimmt sie jedoch kaum in Anspruch. Neben der eigenen Schwester, hat Frau B. auch relativ engen Kontakt zu den fünf Geschwistern ihres Mannes. Diese sieht sie im Schnitt zwei bis drei mal im Monat bei diversen Anlässen. Hier kann insbesondere „Geselligkeit“ als konkrete Unterstützungsform identifiziert werden. Bei der Kinderbetreuung sind sie jedoch nicht eingebunden.

4.4.3. Stellenwert von nichtverwandtschaftlichen Beziehungen

Das Eingehen nichtverwandtschaftlicher Beziehungen ist, im Gegensatz zu Verwandtschaftsbeziehungen, eine individuelle Entscheidung. Sozialstrukturelle Faktoren begrenzen aber die Entscheidungsfreiheit. Es besteht die Tendenz zu Beziehungen mit Personen, die einen ähnlichen sozialen Hintergrund, Lebensstil, eine ähnliche berufliche Position und Persönlichkeit aufweisen (vgl. Fischer, 1982: 6). Man spricht auch von „Gelegenheitsstrukturen“, die als objektive und selektiv verarbeitete Gegebenheiten die Handlungsmöglichkeiten einschränken (vgl. Kim, 2001: 45). Die Verortung in einem gemeinsamen organisierten Bezugsrahmen etwa bietet eine Gelegenheit, eine Sozialbeziehung einzugehen. So können etwa auch im beruflichen Umfeld oder in der Nachbarschaft bedeutende Beziehungen entstehen.

- **Freundschaftsbeziehungen:**

Der Begriff „Freundschaft“ sagt nicht nur etwas über die Art der Beziehung in Abgrenzung zu anderen Beziehungsarten aus, sondern auch über deren Qualität (vgl. Lambert, 1999: 11). Auhagen (1993) definiert Freundschaft als „dyadische, persön-

liche, informelle Sozialbeziehung“ (Auhagen, 1993: 217), die auf Gegenseitigkeit, Freiwilligkeit und einem positiven Charakter beruht. Freundschaft wird insbesondere durch gegenseitige Zuneigung, Sympathie und positive Gefühle getragen. Auch Lambertz (1999) unterstreicht dies: „Bei der freiwilligsten Beziehungsform, die Menschen eingehen können, ist die positive emotionale Bindung das wesentliche konstituierende Element (Lambertz, 1999: 26).“

Die Beziehungen zu guten FreundInnen sind oft enger und mit mehr positiven Gefühlen verknüpft als etwa zu nahestehenden Geschwistern. Freundschaftsbeziehungen werden als wechselseitiger erlebt und sind auch durch häufigere gemeinsame Unternehmungen gekennzeichnet (vgl. Lambertz, 1999: 12; Kasten, 1993: 74; Heitz/ Weber-Guggenbühl, 2005: 23). Letzteres lässt sich für Frau B. teilweise bestätigen. Insbesondere durch die große räumliche Distanz zur Schwester, sind persönliche Kontakte im Vergleich zu jenen mit FreundInnen selten. Bezieht man die Geschwister ihres Ehemannes mit ein, relativiert sich der Unterschied jedoch. Wobei die Intensität der Beziehung zur Schwester jene zu den engsten FreundInnen laut eigener Einschätzung der Befragten dennoch übersteigt.

Freundschaften unterliegen keiner formalen inhaltlichen Reglementierung und können deshalb von den Beteiligten weitgehend individuell gestaltet werden. Auch Lambertz (1999) hebt hervor, dass Freundschaft „innerhalb informeller Regeln von den beiden beteiligten Individuen selbst gestaltet werden kann“ (Lambertz, 1999: 11). Sie stellt fest, dass die individuelle Ausgestaltung dyadischer Freundschaftsbeziehungen durch den soziokulturellen Hintergrund ebenso beeinflusst wird wie durch die Persönlichkeitseigenschaften der Beteiligten, geteilte Wertvorstellungen und Interessen (vgl. ebd.: 19, 55). Generell lässt sich eine überzufällige Ähnlichkeit der sozioökonomischen und –demografischen Merkmale von FreundInnen feststellen (vgl. Kim, 2001: 147). So auch in Frau B.s Freundschaftsnetzwerk, wie in Kapitel 4.2. unter Homophilie nachzulesen ist.

Kim (2001) stellt fest, dass Frauen über komplexere Vorstellungen zu Freundschaftsbeziehungen verfügen und ihnen generell einen höheren Stellenwert zuweisen (vgl. ebd.: 21). Sie schätzen an Freundschaften insbesondere Intensität, Kontinuität, Intimität, Vertrauen und Verständnis (vgl. ebd.: 22). So zeigen auch Heitz und

Weber-Guggenbühl (2005), dass sich Frauenfreundschaften durch einen höheren Grad an emotionaler Nähe, Vertrautheit und Offenheit auszeichnen (vgl. Heitz/ Weber-Guggenbühl, 2005: 26).

Frau B. hat einige enge Freundinnen, mit denen sie eine sehr innige und vertrauensvolle Beziehung verbindet. *„Ja, die Freundinnen. Auf jeden Fall. Also ich hab zwei gute Freundinnen und zu denen kann man immer.“* Für das Aufrechterhalten dieser engen Bindungen spielt die Reziprozität für Frau B. eine entscheidende Rolle. Nicht nur sie erhält zahlreiche Unterstützungsleistungen von ihren Freundinnen, sondern auch umgekehrt. *„Es ist eh klar, also ich helfe auch meinen Freundinnen. Auf jeden Fall. Ich hab so oft auf die Tochter von meiner Freundin aufgepasst. Also übers ganze Wochenende, wo sie irgendwo verreist ist und so.“*

„Freundschaften sind in verschiedenen Lebensaltern unterschiedlichen Anforderungen unterworfen, welche Auswirkungen auf die Beziehung haben können“ betonen Heitz und Weber-Guggenbühl (2005: 27). Auhagen (1993) stellt fest, dass Freundschaft von Frauen ab dem frühen Erwachsenenalter nicht mehr als vorrangige Beziehungsform empfunden wird (vgl. Auhagen, 1993: 220). Beziehungen zu FreundInnen verlieren zugunsten von Familienbeziehungen an Bedeutung. Heitz und Weber-Guggenbühl (2005) konnten aber auch zeigen, dass die Wichtigkeit von Freundschaftsbeziehungen über die Jahre der Familiengründung hinweg konstant sehr hoch bleibt (vgl. Heitz/ Weber-Guggenbühl, 2005: 74).

Für die Befragte ist ihr Freundeskreis jedenfalls von großer Wichtigkeit. *„Also, ja. Eigentlich sehr wichtig. Also meine Freunde sind mir sehr wichtig.“* Diese Aussage betrifft die engsten Freundschaftsdyaden ebenso wie wenig kontaktintensive Auslandsfreundschaften. Es scheint, als hätte jede Beziehung im Netzwerk ihre individuelle Relevanz, doch nur im Zusammenspiel können die Freundschaften ihre volle Bedeutung für Frau B. entfalten. Dementsprechend ist das Netzwerk an für sie wichtigen Freundschaftsbeziehungen auch überdurchschnittlich groß. Sie investiert viel Zeit in die Aufrechterhaltung des Beziehungsgeflechts, auch wenn die FreundInnen fallweise mehrere Flugstunden entfernt leben. *„Ich versuche auch diese Beziehungen, ob das zu Nachbarn ist, oder zu Freunden, zu pflegen. Dass man halt den Kontakt aufrecht erhält und ja, das ist schon sehr wichtig.“*

K 4.17. Beziehungspflege zu FreundInnen ist sehr wichtig;

- Viele Aktivitäten mit FreundInnen und deren Kindern.
- Gelegentlich Essen mit FreundInnen.

K 4.18. Unterstützung von FreundInnen durch

- gelegentliche Kinderbetreuung,
- Ratschläge von FreundInnen die auch Kinder haben,
- Austausch über allgemeine Arbeitsthemen,
- Viele Freundinnen mit kleinen Kindern, die auch früh wieder eingestiegen sind; daher keine Vorwürfe und anderen Ansichten,

K 4.19. Engste FreundInnen sind immer da, wenn man sie braucht.

Im Vergleich zu Verwandtschaftsbeziehungen bieten FreundInnen hauptsächlich emotionale und psychologische Unterstützung und weniger instrumentelle Hilfe, so Auhagen (vgl. Auhagen, 1993: 229). FreundInnen vermitteln in erster Linie ein Zugehörigkeitsgefühl und Stabilität (vgl. ebd.). Weiters beeinflussen sie die individuelle Selbsteinschätzung, vermitteln positive Gefühle über das eigene Selbst, stärken so das Selbstwertgefühl und führen zu Selbstakzeptanz (vgl. Lambertz, 1999: 24). Diwald (1991) identifiziert weiters Geselligkeit, Vermittlung von Anerkennung, motivationale Unterstützung und Hilfe beim Kompetenzerwerb als soziale Unterstützungsleistungen von FreundInnen. Zudem sollen Freundschaften Vergnügen bereiten und vor Isolation schützen (vgl. Diwald, 1991: 109f). Die häufigste gemeinsame Aktivität in Freundschaftsbeziehungen unter Frauen besteht laut Lambertz in Gesprächen (vgl. Lambertz, 1999: 205). Bevorzugte Gesprächsthemen sind enge Sozialbeziehungen, Gefühle und Probleme (vgl. Auhagen, 1993: 220).

Viele dieser Unterstützungsleistungen lassen sich auch für das Freundschaftsnetzwerk der Befragten feststellen. Für sie spielt Geselligkeit eine wichtige Rolle. So verabredet sich das Ehepaar häufig mit FreundInnen zum Essen, zu Ausflügen oder Spaziergängen. *„Und ja, wir besuchen eben auch oft Freunde und wir schauen, dass, wenn das Wetter schön ist, dass wir irgendwas machen.“* Bezüglich des frühen Wiedereinstiegs ins Berufsleben können anhand der Aussagen von Frau B. als wesentliche Unterstützungsleistungen der FreundInnen insbesondere die Stärkung der Selbstakzeptanz sowie die motivationale Unterstützung festgemacht werden. Von ihren FreundInnen wurde die Befragte von Beginn an in ihren Plänen unterstützt und

ermutigt. Auch durch die ähnlichen Lebensmodelle mehrerer Freundinnen fühlte sie sich in ihrer Entscheidung bestärkt. *„Ich meine, ich hab viele Freundinnen mit kleinen Kindern und die haben auch angefangen. Sogar früher als ich quasi zu arbeiten.“* Es gab von ihrem direkten Umfeld nie Zweifel oder Kritik an ihrer relativ frühen Rückkehr ins Berufsleben.

Im Gegensatz zu Auhagens (1993) Feststellung, spielt für Frau B. auch die instrumentelle Unterstützung durch ihre FreundInnen eine bedeutende Rolle. *„Ja natürlich. Auf jeden Fall hat es Unterstützung gegeben. Und eben nach Bedarf, die Freunde die da sind jetzt mal in Wien, wenn wir auch mal was brauchen. Also die sind da, also das ist schon wichtig. Ich meine die paar Freunde, die wirklich engen Freundschaften.“* So übernehmen auch immer wieder FreundInnen kurzfristig die Kinderbetreuung, wenn die Befragte Erledigungen machen muss. Auch Beratung und Information von Seiten der FreundInnen spielen eine wichtige Rolle. Frau B. holt gerne die Ratschläge und Meinungen von erfahrenen FreundInnen ein, wenn es um Erziehungs- und Kinderfragen geht. *„Ja, eher Freunde die eben bereits diese Phase hinter sich haben oder dieses Alter. Dann Fragen...“* Auch im Hinblick auf ihr Berufsleben findet sie bei ihren FreundInnen ein offenes Ohr und kann sich mit ihnen über Themen austauschen, die sie beschäftigen. Im Folgenden werden nun einzelne Beziehungsdynaden zu FreundInnen noch detaillierter im Hinblick auf ihren Stellenwert und ihre Unterstützungsfunktionen analysiert.

K 4.20. L. ist gute Freundin und auch berufstätige Mutter.

K 4.21. L. bietet Unterstützung durch

- emotionale Unterstützung,
- Übernachtungen zur Kinderbetreuung bei wichtigen beruflichen Terminen,
- ausweinen.

K 4.22. Im Gegenzug auch viel Unterstützung für L. durch

- Kinderbetreuung für ganzes Wochenende,
- emotionale Unterstützung vor allem während Scheidung.

Für Frau B. ist bei ihren engsten Freundschaften bedeutsam, dass sich die Lebenssituationen im Hinblick auf die Doppelbelastung mit Beruf und Familie decken. Ihre beiden besten Freundinnen leben ähnliche Modelle wie Frau B. *„Die sind auch in*

ähnlichen Situationen. Ähnliche... Halt kleinere oder größere Kinder als mein Sohn. Aber in ähnlichen Situationen sag ich mal. Berufstätige Mütter.“ L. ist eine der engsten Freundinnen von Frau B. und hat eine Tochter und einen Sohn. Sie ist insbesondere auf der emotionalen und kognitiven Ebene eine wichtige Bezugsperson. Auch vertraut ihr Frau B. gelegentlich ihren Sohn zur Betreuung an. In erster Linie war dies unmittelbar vor dem Wiedereinstieg wichtig als Frau B. und ihr Mann zur gleichen Zeit am Arbeitsplatz Termine wahrnehmen mussten. *„... da hat sie eben bei uns übernachtet mit ihrer Tochter. Damit sie mal in der Früh da ist, vorher aufgestanden ist, damit wir halt in die Arbeit gehen können...“* Ebenso war es für die Befragte selbstverständlich, L. in der schwierigen Phase der Scheidung von ihrem Ehemann zur Seite zu stehen.

K 4.23. T. ist gute Freundin und auch berufstätige Mutter.

K 4.24. T. bietet Unterstützung durch

- emotionale Unterstützung,
- ausweinen.

Die Freundin T. ist Mutter einer einjährigen Tochter und ebenfalls bereits wieder berufstätig. Mit ihr verbindet Frau B. ein ähnlich inniges Verhältnis wie mit L. Auch sie ist eine enge Bezugsperson, die bei Problemen hinzugezogen wird und Anlaufstelle zum „Ausweinen“. Mit T. ist die Befragte schon länger befreundet als mit L., insgesamt 13 Jahre. Sie war auch ihre Trauzeugin. Mit keiner anderen Freundin hat Frau B. so viel telefonischen oder persönlichen Kontakt wie mit T. Die emotionale und kognitive Unterstützung, insbesondere durch Wertschätzung und Motivation, spielt in dieser Beziehungsdyade eine wichtige Rolle.

K 4.25. E. ist Freundin aus Fitnesscenter; Bewunderung für sie wegen guter Bewältigung der Belastungen als Alleinerzieherin.

Auf die Frage nach Bekanntschaften durch Vereine oder sonstige Freizeitaktivitäten gibt Frau B. an, eine Freundin E. zu haben, die sie im Fitness-Center kennengelernt hat und mit der sie sich jetzt wieder regelmäßig dort trifft. Die beiden haben also einen gemeinsamen Bezugsrahmen in der sportlichen Aktivität, durch den die Freundschaft entstanden ist und auch weiterhin aufrecht erhalten wird. Die Kontakte mit E.

beschränken sich auf etwa zwei Treffen im Monat. Auch mit ihr tauscht sie sich intensiv über ihre Situation als berufstätige Mutter aus und findet ein offenes Ohr für die damit verbundenen Belastungen. E. selbst ist Alleinerzieherin mit drei Kindern und nicht berufstätig. Trotz der unterschiedlichen Lebensumstände ist die Beziehung von gegenseitigem Respekt und Verständnis geprägt. *„Die ist auch eine bewundernswerte Frau. Sie ist zu Hause mit drei Kindern und sie schafft das auch alleine.“* So lassen sich auch für diese Dyade Geselligkeit, Wertschätzung und Motivation als vorrangige Unterstützungsleistungen identifizieren.

K 4.26. B. und S. sind sehr enge Freunde und kinderlos.

Weitere wichtige Freunde von Frau B. sind B. und S.. Die beiden sind ein Paar und derzeit kinderlos. Die Befragte kennt sie schon seit der Studienzeit und sie treffen sich relativ häufig mit ihr und ihrem Mann. In der Intensität der Beziehung zu den beiden kann die Befragte keinen Unterschied feststellen. Allgemein lässt sich beobachten, dass Frau B. Paare häufig wie eine Einheit wahrnimmt. Sie unterscheidet in ihren Erzählungen kaum zwischen einzelnen FreundInnen und ihren PartnerInnen, so wie sie auch, wenn es um sie selbst geht oft in ein „wir“ verfällt und ihren Ehemann wie selbstverständlich miteinbezieht. Die Beziehung zu den beiden hat einen hohen Stellenwert für sie und die Geselligkeit und die Wertschätzung durch die beiden nimmt einen wichtigen Platz im Beziehungsgefüge ein. *„Es ist nicht so ein intensiver Kontakt da wie mit meinen anderen beiden Freundinnen oder sonst mit ... Ja, aber schon wichtig in unserem Leben. Schon auf jeden Fall.“* Weitere konkrete, emotionale oder kognitive Unterstützungsformen durch B. und S. gibt sie nicht an.

K4.27. R. ist Trauzeuge des Ehemannes; häufige Treffen.

Nach der langjährigen Beziehung zu ihrem Ehemann sind die Grenzen zwischen ihrem und seinem Freundeskreis fließend. Der beste Freund und Trauzeuge von Frau B.s Mann ist für sie mittlerweile ebenso ein enger Freund geworden. Mit ihm trifft sich das Ehepaar relativ oft. Unterstützung bietet diese Beziehung auch vorrangig durch Geselligkeit und persönliche Wertschätzung.

K 4.28. Kontaktpflege zu weit entfernten Freunden wichtig; hauptsächlich per Mail oder Telefon aber auch Besuche und gemeinsame Urlaube.

K 4.29. Treibende Kraft hinter Aufrechterhaltung des Kontakts.

K 4.30. Immer noch Kontakt zu Schulfreundinnen.

Frau B. misst auch den Freundschaftsbeziehungen zu Personen, die weit entfernt leben und mit denen selten persönliche Treffen stattfinden, eine große Bedeutung bei. Diese Freundschaften existieren zum Teil schon seit ihrer Kindheit und Schulzeit. Teilweise haben sie sich auch im Rahmen beruflicher Auslandsaufenthalte entsponnen. Auch wenn die Befragte nicht jede einzelne dieser Beziehungsdyaden auf ihrer Netzwerkkarte festhalten will, sondern nur die engsten, sind sie doch in ihrer Gesamtheit ein bedeutsamer Bestandteil ihres Netzwerks und ihre Aufrechterhaltung ist für sie sehr wichtig. *„Also diese Kontakte, die man eben einfach so pflegen muss, sonst sind sie weg, halt weil die Leute halt nicht da sind... Also wir schauen, dass wir zumindest mal zu Weihnachten einmal eine Karte schicken, dass wir zum Geburtstag gratulieren oder so, dass man in Kontakt bleibt gelegentlich via E-Mail.“* Kontakte spielen sich überwiegend telefonisch oder via E-Mail ab, persönliche Treffen sind selten, kommen aber immer wieder vor. So wird etwa die Geburt eines Kindes oder das Bauen eines Hauses zum Anlass genommen, um die Freunde zu besuchen. Auch Urlaube werden oft gemeinsam mit Freunden geplant. Frau B. sieht sich als treibende Kraft hinter der Aufrechterhaltung dieser Beziehungen und ist immer bemüht, dass der Kontakt nicht abbricht. Neben der Geselligkeit und Interaktion scheinen diese Beziehungen allerdings keine nennenswerten Unterstützungsfunktionen einzunehmen.

- **Weitere nichtverwandtschaftliche Beziehungen:**

Für die Frauen des Bürgertums des 19. Jahrhunderts gab es eigene Bereiche der „weiblichen Öffentlichkeit“. In den Örtlichkeiten der Nachbarschaft und der Kirchengemeinde schufen sie sich einen Rahmen für vielerlei Begegnungen und Sozialbeziehungen (vgl. Beck-Gernsheim, 1989: 71). Die vermehrte Berufstätigkeit der Frau, hatte jedoch eine Verringerung der nachbarschaftlichen Beziehungen zur Folge. Dadurch verlor die Nachbarschaft auch als soziale Ressource an Bedeutung (vgl. ebd.: 73). Auf der anderen Seite konnten Frauen, wie bisher nur Männer, auch am Arbeitsplatz neue Sozialbeziehungen in einem anderen sozialen Kontext eingehen. Ein wei-

terer Faktor, der den nachbarschaftlichen Kontakten zusetzt, ist die Zersiedelung der Städte. „Immer mehr Menschen leben in Neubausiedlungen, wo es keine gewachsenen Sozialkontakte gibt und wo die Art der Architektur die Bildung neuer Kontakte mehr hindert als fördert. Die informellen Orte der Begegnung sind verschwunden (ebd.: 72).“

Trotz dieser kritischen Befunde von Beck-Gernsheim (1989) betonen Kim (2001) und Auhagen (1993), dass sowohl Nachbarschafts- als auch Arbeitsbeziehungen im mittleren Erwachsenenalter einen wichtigen Platz im Netzwerkgefüge einnehmen (vgl. Auhagen, 1993: 221; Kim, 2001: 175). In der Phase der Gründung einer eigenen Familie verschieben sich die wichtigsten Sozialbeziehungen weg von den engen FreundInnen und Geschwistern, hin zur eigenen Gründungsfamilie und Personen, die ebenfalls Erfahrung mit Kindern haben, etwa in der unmittelbaren Wohnumgebung. Generell bieten „Umbruchsituationen“, wie auch jene der Geburt des ersten Kindes, die Option auf neue Bekanntschaften und die Erweiterung des Ego-Netzwerks. Durch die ähnlichen Tagesabläufe und Interessen ergeben sich meist Kontakte zu Personen in der gleichen Lebenslage. So schreibt auch Beck-Gernsheim (1989): „Als Ansprechpartner trifft die junge Mutter am ehesten auf andere Mütter. Denn sie sind in ähnlicher Lebenslage, bewegen sich auch in den abgegrenzten Revieren der Kinderöffentlichkeit, z.B. im Park oder am Spielplatz. Doch das ist eine sehr beschränkte Gemeinsamkeit, und darüber hinaus gibt es zwischen den verschiedenen Müttern oft wenig Verbindendes in Bezug auf Lebensweg, Herkunft, Interessen (Beck-Gernsheim, 1989: 75).“

Kim (2001) bestätigt diese These. „Frauen mit kleinen Kindern verfügen über weniger Freunde und weniger Unterstützung und haben eher lokal beschränkte Netzwerke als vergleichbare Frauen ohne Kinder (Kim, 2001. 40).“ Auch NachbarInnen können diesen Verlust an Unterstützungsressourcen nicht kompensieren. Die nachbarschaftlichen Beziehungen sind nach Schnegg und Lang (2001) rein instrumentell und spezialisiert (vgl. Schnegg/ Lang, 2001: 32). Auch Sprey-Wessing (1992) merkt kritisch an: „Die Frage nach sozialen Vernetzungen in Nachbarschaft und Stadtteil und nach verlässlichen Sozialbezügen durch andere soziale Dienste ist – im Zusammenhang mit der Vereinbarkeitsfrage – noch weitgehend ungeklärt... (Sprey-Wessing, 1992: 66).“

K 4.31. Beziehungspflege zu NachbarInnen ist sehr wichtig.

K 4.32. Guter Kontakt zu zwei Nachbarpärchen mit Kindern im gleichen Alter.

K 4.33. Nachbarpaare, K. und I. sowie N. und P., bieten Unterstützung durch

- gegenseitiges Abholen der Kinder vom Kindergarten,
- Unterstützungsnetz in Bezug auf Kinderbetreuung,
- Kinder spielen miteinander.

Für Frau B.s Nachbarschaftsbeziehungen sind diese Befunde nur eingeschränkt nachvollziehbar. Sie lebt in einer großen Neubuanlage in einem Wiener Innenstadtbereich, die ein großes Angebot an Infrastruktureinrichtungen aufweist, die als informelle Begegnungsräume für nachbarschaftliche Sozialbeziehungen dienen können. So gibt es neben einem Kindergarten und einem großen Spielplatz auch mehrere Geschäfte für Güter des täglichen Bedarfs sowie einen praktischen Arzt. Frau B. nutzt ihr unmittelbares Wohnumfeld sehr wohl als soziale Unterstützungsressource. Dabei haben in ihrem Fall die Beziehungen zu NachbarInnen die Beziehungen zu den FreundInnen eher ergänzt als abgelöst. Die Freundschaften, die vor der Geburt des Sohnes und dem Wiedereinstieg bestanden, existieren weiter und nehmen einen äußerst wichtigen Platz im Netzwerk ein. Bestätigen lässt sich, dass durch die ähnlichen Tagesrhythmen und die gemeinsamen Begegnungsräume für Eltern mit kleinen Kindern neue Beziehungen zu Personen aus der Nachbarschaft entstanden sind, die in ähnlichen Lebenssituationen sind.

Insbesondere spielen hier zwei Paare eine wichtige Rolle, mit denen regelmäßiger Kontakt besteht und die von der Befragten auch in das Netz der ihr wichtigen Beziehungen aufgenommen wurden. Wobei sie bei der Intensität wiederum nicht unterscheiden möchte, da ihr die vier Personen, K., I., N., und P. gleich wichtig sind. *„Wir haben wirklich Glück, dass wir so super Nachbarn haben. Also wie gesagt, da gibt es auch noch zwei Kinder. Zwei Mädchen im selben Alter wie mein Sohn. Und die wohnen quasi da vis a vis im dritten Stock. Und ja, wir treffen uns oft mit denen also... Auch Frühstück, sie kommen zu uns oder wir machen es bei denen oder so. Wo die Kinder halt spielen, so gegenseitig.“* Dass diese Relationen, wie Schnegg und Lang (2001) feststellen, sehr spezialisiert sind, lässt sich auch in den Erzählungen von Frau B. wiederfinden. Die Kontakte zu den Nachbarn drehen sich nahezu ausschließlich um die Kinder. So finden gemeinsame Treffen und Ausflüge in erster Linie statt,

damit die Kinder miteinander spielen können und beschäftigt sind. Geselligkeit und Alltags-Interaktion können hier als vorrangige Unterstützungsformen identifiziert werden. Eine Form der konkreten Unterstützung, die gut den Stellenwert der nachbarschaftlichen Beziehungen illustriert, ist das wechselseitige Abholen der Kinder vom Kindergarten und die anschließende Betreuung. *„Die gehen auch in den selben Kindergarten. Dass man quasi ein Netz macht, dass man sich aushilft, wenn es mal notwendig ist. Dass man halt einem das Kind abholt vom Kindergarten, wenn es sich beim anderen nicht ausgeht.“*

Neben Beziehungen zu NachbarInnen können auch Beziehungen im Arbeitskontext eine Rolle im Beziehungsnetzwerk spielen. Frau B. empfindet die Arbeitsbedingungen bei ihrem Dienstgeber als sehr vorteilhaft für eine positive Vereinbarkeit mit ihrer Mutterrolle. Die große zeitliche Flexibilität, die ihr eingeräumt wird, ist für sie von großer Wichtigkeit. *„Mit dem Kind kann man nicht so genau planen. Manchmal ist es so, manchmal geht es nicht und eben, dass man diese Flexibilität hat, dass man das irgendwie auch organisieren kann.“* Die Beziehungen zu den ArbeitskollegInnen oder Vorgesetzten spielen für sie allgemein aber keine besonders große Rolle. *„Ich meine, die Arbeitsumgebung ist nicht schlecht, aber das ist eben irgendwie nur Arbeitsumgebung und nach der Arbeit wenig Kontakte.“*

K 4.34. Gute Arbeitsumgebung, aber wenig privater Kontakt mit direkten ArbeitskollegInnen.

K 4.35. Arbeitgeber bietet Unterstützung durch

- flexible Arbeitszeiten,
- bei Krankheit des Kindes Heimarbeit möglich.

K 4.36. Mit befreundetem Arbeitskollegenpaar nicht so enger Kontakt aber Austausch über Arbeit.

K 4.37. Arbeitskollegenpaar V. und H. bietet Unterstützung durch

- Austausch über Kinder,
- Austausch über Arbeit.

K 4.38. G. ist Arbeitskollegin und Freundin; Austausch über Arbeit.

Es gibt allerdings einige ArbeitskollegInnen, zu denen mittlerweile ein engeres Verhältnis aufgebaut wurde und die Frau B. auch in den Kreis ihrer relevanten Bezie-

hungen aufnimmt. V. und H. sind ein Ehepaar mit einer Tochter, das in einer anderen Abteilung tätig ist und mit denen ein relativ enger Kontakt besteht. *„Wir treffen uns auch oft mit denen. Mit denen kann man auch über die Arbeit sprechen weil es halt dieselbe Firma ist.“* Der Kontakt zu den beiden ist zwar nicht so eng wie zu anderen FreundInnen, dennoch nehmen sie für die Befragte mittlerweile auch diesen Status ein. *„Arbeitskollegen ja. Aber Freunde auch.“* Neben dem Austausch über Arbeitsthemen und Kinder und der allgemeinen Geselligkeit werden keine weiteren relevanten Unterstützungsleistungen berichtet. Eine weitere bedeutsame Beziehungsdynade im Arbeitskontext ist jene zu G., einer Kollegin, die für Frau B. ebenfalls mittlerweile zur Freundin geworden ist. Auch bei dieser Relation ist die soziale Unterstützung sehr spezialisiert auf das Besprechen arbeitsrelevanter Themen.

4.5. Resümee

Zum Abschluss werden nun auf den nächsten Seiten die Ergebnisse aller Auswertungsschritte zusammengefasst und zur Beantwortung der sechs Forschungsfragen herangezogen. So soll nicht nur eine umfassende Betrachtung des in dieser Arbeit behandelten Forschungsproblems ermöglicht werden, sondern auch die fruchtbare Triangulation qualitativer und quantitativer Erhebungs- und Auswertungsverfahren im Kontext der Netzwerkforschung aufgezeigt werden.

Die erste Forschungsfrage widmet sich der Zusammensetzung und Struktur des egozentrierten Netzwerks der ausgewählten Mutter. Frau B.s Netzwerk an wichtigen Sozialbeziehungen umfasst die vergleichsweise hohe Anzahl von 29 Personen. Bei der statistischen Analyse des Netzwerks wurden die Beziehungen zu ihrem Ehemann und ihrem Sohn ausgespart. Die Befragte verfügt über eine hohe Zahl an nichtverwandtschaftlichen Beziehungen, was ihrer universitären Bildung und ihrem hohen Sozialstatus entspricht. Was für diese sozio-ökonomischen Merkmale untypisch ist, ist die mit 0,56 relativ hohe Dichte des Netzwerks. Trotz mehrerer unverbundener Netzwerkpersonen und Subgruppen kennt sich eine große Anzahl der Alteri. Am wichtigsten sind Frau B. die Beziehungen zu ihrer Herkunftsfamilie. Auf der nächsten Intensitätsstufe finden sich neben der Herkunftsfamilie ihres Mannes ihre beiden engsten Freundinnen. Darauf folgt in der dritten Stufe der Großteil der genannten

Netzwerkpersonen, der ausschließlich aus nichtverwandten FreundInnen, ArbeitskollegInnen und NachbarInnen besteht. Die Beziehungen zu Frau B.s Alteri dauern mit mindestens vier Jahren und durchschnittlich 14 Jahren sehr lange. Die Kontakthäufigkeit zum Großteil der Personen liegt zwischen zweimal monatlich und einmal wöchentlich und ist damit relativ hoch. Noch mehr Kontakt hat sie zu Mutter, Vater, Schwester und ihren beiden besten Freundinnen.

Die Befragte verfügt mit 37 Prozent über einen hohen Anteil an FreundInnen im Netzwerk. Ebenso hat sie mit drei relevanten ArbeitskollegInnen und vier NachbarInnen überdurchschnittlich viele Arbeits- und Nachbarschaftsbeziehungen. Mit 70 Prozent Frauenanteil ist das Beziehungsnetz sehr geschlechtshomogen und –homophil, was für höher Gebildete mit hohem Status eher untypisch ist. Im Hinblick auf das Alter zeigt sich, dass 20 Personen innerhalb eines Zeitrahmens von zehn Jahren geboren sind und sich Unterschiede auf einige wenige Spitzenwerte zurückführen lassen, was auf relative Altershomogenität bzw. –homophilie schließen lässt. Dies ist nicht nur hinsichtlich des hohen Anteils nichtverwandtschaftlicher Beziehungen erwartbar, sondern auch aufgrund von Frau B.s Geschlecht, ihres Familienstandes und ihres Sozialstatus. 74 Prozent der Alteri haben denselben Wohnort wie Frau B., was ebenfalls mit dem geringen Verwandtschaftsanteil im Netzwerk stimmig ist. Der Rest der Personen lebt nicht in der näheren Umgebung, sondern mindestens 300 Kilometer entfernt. Die häufigsten Kontakte bestehen jedoch – trotz der großen Wohnentfernung – aus Telefonaten mit Mutter und Vater sowie mit der Schwester. Fast drei Viertel der Netzwerkpersonen haben außerdem auch Kinder, was ebenfalls zu dem niedrigen Anteil an verwandtschaftlichen Beziehungen passt. So können für das Ego-Netz von Frau B. weitgehende Homogenität und Homophilie festgestellt werden.

Als nächstes soll die zweite Forschungsfrage: Wie wurde die Entscheidung für einen frühen Wiedereinstieg ins Berufsleben getroffen? Wie wurde der Wiedereinstieg erlebt? detailliert beantwortet werden. Diesbezüglich ist zunächst festzuhalten, dass für Frau B. nie zur Debatte stand, nach der Geburt eines Kindes nicht mehr am Erwerbsarbeitsleben teilzuhaben. Sie vertritt die Meinung, dass es wichtig für Frauen ist, neben dem Dasein als Mutter auch berufstätig zu sein. Auch die relativ frühzeitige Rückkehr an den Arbeitsplatz, stand für sie schon kurz nach Beginn der Schwangerschaft fest. Dies empfindet sie auch nach wie vor als ideale Lösung für sich und ihre

Familie. Für sie haben dabei interindividuelle Gegebenheiten eine maßgebliche Entscheidungsgrundlage gebildet. Die Tatsache, dass ein nahegelegener und vertrauenerweckender Kindergarten vorhanden war und dieser Kinder ab einem Alter von eineinhalb Jahren aufnimmt, war die Grundvoraussetzung für den Wiedereinstieg zu diesem Zeitpunkt. Sie erwog auch Überlegungen bezüglich der Auswirkung einer langen Erwerbsunterbrechung auf ihre berufliche Position.

Es gab aber auch viele intraindividuelle Motive, die einen frühen Wiedereinstieg interessant machten. Für die Befragte ist die Teilnahme am Erwerbsleben ein wichtiger Bestandteil ihres erfüllenden Lebenskonzepts. In Abgrenzung zum privaten Bereich, empfand sie den Wiedereinstieg ins Arbeitsleben als „etwas Sinnvolles“ das ihr Wohlbefinden steigerte. Auch das Wohlergehen ihres Sohnes spielte für sie eine wichtige Rolle. Sie ist der Meinung, dass die Sozialisierung eines Kindes in den ersten Lebensjahren nicht nur unter Erwachsenen stattfinden sollte. Auch finanzielle Aspekte blieben bei der Festlegung des Wiedereinstiegszeitpunkts nicht unbeachtet. Frau B. legt aber Wert auf die Feststellung, dass dies nicht der ausschlaggebende Grund war.

Ihr Ehemann war in den Entscheidungsprozess maßgeblich eingebunden und auch die Zusage von Unterstützung durch die Eltern spielte eine große Rolle. Der geplante Wiedereinstiegszeitpunkt wurde dann jedoch kurzfristig aus beruflichen Gründen um drei Monate vorverlegt. Aufgrund des damit verbundenen Auslandsaufenthaltes verzögerte sich der Kindergarteneintritt des Sohnes erheblich, was durch die Betreuung durch Frau B.s Mutter kompensiert werden konnte. Dadurch erlebte die Befragte diese Umstände nicht als sonderlich belastend. In der Zeit nach der Wiederaufnahme der Berufstätigkeit wurde sie aber von schlechtem Gewissen und Zweifeln geplagt. Auch musste sie erst lernen, die Berufstätigkeit in ihren neuen Alltag mit Kind zu integrieren und zu akzeptieren, dass manche Dinge auf der Strecke bleiben.

Dies führt gleich weiter zu Themenkomplex drei: Wie wird die Vereinbarkeit von Beruf und Familienleben erlebt? Welche Strategien zur Bewältigung der Mehrfachbelastung gibt es? Wie kann eine aktive Doppelbelastung mit Berufs- und Familienleben erreicht werden? Frau B. empfindet für eine positive Vereinbarkeit von Berufsleben und Mutterschaft, die Flexibilität der Arbeitszeiten, die bei ihr gegeben ist, als wesent-

liches Kriterium. Auch die schnelle Erreichbarkeit von Arbeitsstelle und Kindergarten spricht sie als wichtiges Faktum an, das ihr den Alltag mit Doppelbelastung erleichtert. Die Befragte räumt aber ein, dass die Mehrfachbelastung auch sehr anstrengend ist. Auffällig ist, dass sie die Ambivalenzen der Situation als berufstätige Mutter zwar anspricht, jedoch gleich wieder relativiert. Sie musste sich am Anfang erst in der neuen Situation zurecht finden. Dies wurde aber mit der Zeit immer besser. Was ihr nach wie vor zu schaffen macht, ist der große zeitliche Druck. Ruhepausen und Zeit für sich sind nur sehr selten möglich. Auch die Kontakte zum sozialen Netzwerk leiden unter dem straffen Zeitplan.

Frau B. gibt an, dass sie deshalb relativ gut mit den Belastungen zurecht kommt, weil sie sich von Anfang an darauf eingestellt hat. Für sie ist eine gute Organisation entscheidend und sie hat gelernt Prioritäten zu setzen. Zudem nimmt sie sich, auch wenn es zeitlich eng ist, gelegentlich kurze Auszeiten. Dann übernimmt ihr Mann die Betreuung des gemeinsamen Sohnes. Die Unterstützung ihres sozialen Netzwerks spielt nicht nur dabei eine Rolle, sondern leistet generell einen wertvollen Beitrag zur positiven Vereinbarkeit beider Lebensbereiche. Sie ist davon überzeugt, dass die Belastungen ohne Unterstützung durch die ihr nahestehenden Menschen nicht bewältigbar wären. Am Beispiel von Frau B. zeigt sich, dass eine aktive Doppelbelastung verwirklicht werden kann, wenn die äußeren Rahmenbedingungen vorteilhaft sind – wie durch flexible Arbeitszeiten und gut erreichbare Kinderbetreuungseinrichtungen. Eine positive Haltung gegenüber dem Dasein als berufstätige Mutter muss aber ebenso gegeben sein wie Organisationsgeschick und ein soziales Umfeld, das bereit ist, Unterstützung in vielen Bereichen zu bieten.

Die nächste Forschungsfrage behandelt die Bedeutung verschiedener Alteri oder Gruppen von Alteri für die Entscheidung zu einem frühen Wiedereinstieg und die Umsetzung einer aktiven Doppelbelastung. Ihr soziales Netzwerk hat für Frau B. generell einen sehr hohen Stellenwert und sie investiert auch relativ viel Zeit in seine Aufrechterhaltung. Sie empfindet es nicht nur als wichtige Ressource in der Zeit des Wiedereinstiegs, sondern sieht es als entscheidend für die Bewältigbarkeit der aktiven Doppelbelastung an. Neben ihrem Ehemann, der als wichtigste Bezugsperson am meisten in ihre Entscheidungen und Planungen eingebunden ist, spielt ihre Herkunftsfamilie eine große Rolle. Mutter, Vater und Schwester haben sie von Anfang an

bei der Umsetzung ihrer Pläne unterstützt und stehen ihr auch jetzt zur Seite. Es herrscht ein intensiver Austausch mit den Eltern und der Schwester, bei dem sie viel Zuspruch erhält.

Aber auch die Freundschaftsbeziehungen von Frau B. steuern einen wichtigen Anteil zur positiven Vereinbarkeit von Beruf und Familie bei. Schon in der Zeit der Schwangerschaft hat sie von ihren FreundInnen durchgängig Zuspruch erlebt. Das Vorhandensein vergleichbarer Lebensmodelle in ihrem Freundeskreis hat ihr Orientierung gegeben und sie in ihrer Entscheidung bestärkt. Die häufigen geselligen Kontakte zu FreundInnen und die vielen gemeinsamen Aktivitäten tragen dazu bei, dass sie neben der Doppelbelastung einen Ausgleich findet. Einen sehr hohen Stellenwert haben ihre beiden engsten Freundinnen L. und T. die beide ebenfalls berufstätige Mütter sind.

Andere Alteri und Gruppen von Alteri, spielen zwar auch eine wichtige Rolle im Gesamtgefüge des Netzwerks von Frau B., haben aber eine nachrangige Bedeutung für den Wiedereinstieg und die Umsetzung des Lebensmodells der aktiven Doppelbelastung. Die Schwiegereltern werden gelegentlich zur Kinderbetreuung herangezogen, einen maßgeblichen Einfluss auf die Entscheidung zum frühen Wiedereinstieg kann man jedoch nicht erkennen. Freundschaftliche Relationen nehmen im privaten wie auch im beruflichen Bereich eine ausgleichende und unterstützende Funktion ein. Aktivitäten mit ihrem Sohn finden oft gemeinsam mit FreundInnen und NachbarInnen statt, die ebenfalls Kinder haben. An ihrem Arbeitsplatz hat sie ebenfalls Freundschaften, die ihr bei der Bewältigung der alltäglichen Erschwernisse hilfreich sind. Durch die Größe ihres Ego-Netztes und den hohen Anteil an Freundschaftsbeziehungen kommen diese Faktoren besonders stark zum Tragen.

Die Arten der Unterstützung, die Frau B. in ihrem sozialen Netzwerk konkret erfährt, werden in der nächsten Forschungsfrage in den Fokus gerückt. Zur besseren Veranschaulichung wird hier das Schema von Diewald (1991) zu den Arten der sozialen Unterstützung (siehe S. 61f) herangezogen. Anzumerken ist an dieser Stelle, dass die einzelnen Unterstützungsarten nicht trennscharf voneinander abgrenzbar sind. Die angeführten Beispiele sollen daher nur als Veranschaulichungen des jeweiligen Typs dienen.

Der vielfältigste Sektor ist jener der konkreten Interaktionen. Der Bereich der personenbezogenen Arbeitshilfen macht einen nicht zu verachtenden Anteil an den Unterstützungsleistungen aus, die für die Befragte eine Rolle spielten. Darunter fallen die Kinderbetreuung und das Abholen aus dem Kindergarten, was neben den eigenen Eltern und den Schwiegereltern auch gelegentlich FreundInnen oder NachbarInnen übernehmen. Auch güterbezogene Arbeitshilfen werden, etwa in Form von Einkäufen durch FreundInnen oder NachbarInnen, zur Verfügung gestellt. Materielle Unterstützung sowie auch Pflege durch Netzwerkmitglieder wird von der Befragten nicht erwähnt. Intervention spielte beim Angebot ihres Arbeitgebers, ihre Karenz zu verkürzen, und dafür an einem interessanten Projekt im Ausland teilzunehmen, eine Rolle. Diese Möglichkeit hätte sich ohne Interessensbekundung und Vermittlung durch ihren Ehemann wohl nicht ergeben.

Informationen über die Rahmenbedingungen von Wiedereinstieg und Elternschaft und in Bezug auf Kinderkrankheiten werden ihr vor allem von Personen, die ebenfalls Kinder haben, vermittelt. In erster Linie sind dies ihre eigenen Eltern und FreundInnen, aber auch NachbarInnen. Die Übergänge zur Beratung sind fließend, gerade was gesundheitliche Themen betrifft. Sachlich beraten lässt sie sich auch in den Bereichen Kindererziehung und bessere Organisation des Alltags. Besonders wichtig sind ihr bei persönlichen Angelegenheiten Beratungsleistungen von ihren engsten Freundinnen und von ihrem Mann. Die Geselligkeit spielt für Frau B. eine wichtige Rolle als Ausgleich zu den täglichen Belastungen. Hier werden auch und gerade jene Beziehungen relevant, die ansonsten wenig Unterstützendes zur Vereinbarkeit beitragen. Sie genießt es, sich häufig mit FreundInnen oder NachbarInnen zu gemeinsamen Unternehmungen zu treffen. Hier sind die Grenzen zur alltäglichen Interaktion fließend. Durch die gemeinsam besuchten Orte der Kinder-Öffentlichkeit wie Kindergarten und Spielplatz ergeben sich für Frau B. viele Kontakte zu den Eltern aus der Nachbarschaft von alleine. Auch das Fitness-Center und ihr Arbeitsplatz bieten der Befragten einen Rahmen für Interaktionen mit vertrauten Menschen.

Ein weiterer Block an Unterstützungsleistungen ist die Vermittlung von Kognitionen. Zunächst kann die Vermittlung von Anerkennung als Unterstützung genannt werden, die der Befragten zu Teil wurde. So bekam sie durch ihr enges Umfeld, ihren Mann, ihre engsten Freundinnen und ihre Herkunftsfamilie den nötigen Zuspruch, als sie

sich für einen frühen Wiedereinstieg entschied und diesen umsetzte. Im Interview stellt sich auch die Status-Vermittlung im beruflichen Kontext als relevante Unterstützungsleistung heraus. Das Projekt-Angebot ihres Arbeitgebers und die damit verbundene Anerkennung ihrer Fähigkeiten und Leistungen trugen dazu bei, dass ihr der Schritt zurück ins Berufsleben erleichtert wurde. Orientierung boten Frau B. Rollenmodelle mehrerer Frauen aus ihrem sozialen Umfeld, die ihr zeigten, dass eine verhältnismäßig frühe Rückkehr ins Berufsleben positiv für Mütter ist. Das Gefühl dazuzugehören wird der Befragten in beiden Lebensbereichen vermittelt. Sie wird sowohl in ihrer Rolle als Mutter von ihrem sozialen Netzwerk anerkannt und wertgeschätzt als auch als Arbeitnehmerin. Auch das Vertrauen darauf, im Bedarfsfall Hilfe aus dem sozialen Netzwerk zu bekommen, ist bei Frau B. gegeben. Sie ist sich der Unterstützungsbereitschaft durch ihre Eltern, ihren Ehemann und ihre engen Freundinnen sicher. Der Erwerb sozialer Kompetenzen im Rahmen der Kontakte mit den Alteri wurde im Interview nicht thematisiert, was jedoch nicht bedeutet, dass dieser nicht stattfindet.

Die Vermittlung von Emotionen ist jener Unterstützungstyp, der am schwierigsten an verbalen Äußerungen festzumachen ist. Vor allem die von der Befragten als am wichtigsten bewerteten Beziehungsdynaden – zur Herkunftsfamilie, zum Ehemann und zu den engsten Freundinnen – sind Quellen der Geborgenheit und Zuneigung für Frau B. Im Kontakt mit diesen Menschen fühlt sie sich aufgehoben, ernstgenommen und kann ihren Gefühlen freien Lauf lassen. Auch motivationale Unterstützung bieten ihr überwiegend diese Alteri. Besonders ihre beiden engsten Freundinnen fangen sie bei Unsicherheit und Überforderung auf und sind ihr eine große Stütze.

Zuletzt soll nun, alle Erkenntnisse zusammenfassend, die Frage beantwortet werden, ob die Unterstützung durch das soziale Netzwerk eine bedeutende Rolle bei der Entscheidung zur frühen Wiederaufnahme der Berufstätigkeit und der Umsetzung der aktiven Doppelbelastung spielt. Nach allen bisher resümierend dargelegten Forschungsergebnissen kann die Antwort auf diese Frage nur „ja“ lauten. Es zeigt sich, dass im Fall von Frau B. ein Netzwerk vorhanden ist, das vom Eintritt in die Schwangerschaft über die Umsetzung des Wiedereinstiegs bis zur alltäglichen Bewältigung der Herausforderungen der aktiven Doppelorientierung auf diversen Ebenen Unterstützung geboten und dadurch die Umsetzung des Lebensmodells mitgetragen hat.

Dieses Ego-Netzwerk ist überdurchschnittlich groß und zeichnet sich durch einen hohen Anteil an Freundschaftsbeziehungen und eine lange durchschnittliche Beziehungsdauer sowie eine relativ hohe Kontaktfrequenz aus. Die Dichte des Netzwerks ist in Anbetracht der räumlich weit verstreuten Alteri als hoch zu bewerten und auch die weitgehende Homogenität und Homophilie sind bemerkenswert. All diese Strukturmerkmale tragen in ihrer Gesamtheit zu der am Beispiel von Frau B. sichtbaren Verwirklichbarkeit eines frühen Wiedereinstiegs und einer daran anschließenden aktiven Doppelorientierung bei. Es soll hier nicht der Einfluss weiterer intra- und interindividueller Einflussfaktoren negiert werden. Einige davon wurden im Interview thematisiert und in Kapitel 4.3.1. dargelegt. Der positive Einfluss der Netzwerkstruktur und der gebündelten Unterstützungsleistungen der Netzwerkpersonen konnten aber am hier behandelten Fallbeispiel nachgewiesen werden. Der verwendete Methoden-Mix aus qualitativen und quantitativen Verfahren trug dazu bei, mehr Licht in die Thematik zu bringen und Felder offenzulegen, in denen tieferegehende Analysen lohnend erscheinen. Weiterführende qualitative und auch quantitative Studien zur Verstrickung von Wiedereinstiegs- und Vereinbarkeitsproblematik mit sozialer Netzwerkforschung können durchaus als lohnend und aufschlussreich betrachtet werden.

Literatur

- Adler Lomnitz, Larissa/ Pérez-Lizaur, Marisol** (1988): The Origin of the mexican Bourgeoisie: Networks as Social Capital. In: Schweizer, Thomas (1988): Netzwerk-analyse: Ethnologische Perspektiven. Berlin: Reimer. S. 35-46.
- Auhagen, Ann Elisabeth/ Salisch, Maria von** (1993): Zwischenmenschliche Beziehungen. Göttingen: Hogrefe.
- Auhagen; Ann Elisabeth** (1993): Freundschaft unter Erwachsenen. In: Auhagen, Ann Elisabeth/ Salisch, Maria von: Zwischenmenschliche Beziehungen. Göttingen: Hogrefe. S. 215-234.
- Barnes, John A.** (1954): Class and committees in a Norwegian island parish. In: Human Relations, Nr. 7. S. 39-58.
- Beblo, Miriam/ Wolf, Elke** (2002): Die Folgekosten von Erwerbsunterbrechungen, DIW-Vierteljahreshefte zur Wirtschaftsforschung Nr. 71/1.
- Beck, Ulrich** (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth** (1983): Vom Dasein für andere zum Anspruch auf ein Stück eigenes Leben – Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang, In: Soziale Welt, 3. S. 307-340.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth** (1989): Mutterwerden: Der Sprung in ein anderes Leben. Frankfurt am Main: Fischer.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth** (2006): Die Kinderfrage heute: Über Frauenleben, Kinderwunsch und Geburtenrückgang. München: C. H. Beck.
- Becker-Schmidt, Regina/ Knapp, Gudrun-Axeli/ Schmidt, Beate** (1984): Eines ist zu wenig - beides ist zu viel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Bonn: Neue Gesellschaft.
- Becker-Schmidt, Regina** (1982): Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie. Bonn: Neue Gesellschaft.
- Blaschke, Sabine/ Cyba, Eva** (1996): Typisch weiblich – typisch männlich? Einstellungen und Arbeitssituation von Frauen und Männern. In: Haller, Max/ Holm, **Kurt/ Schulz, Wolfgang** (1996): Österreich im Wandel. Werte, Lebensformen und Lebensqualität 1986 bis 1993. Wien: Verlag für Geschichte und Politik.

- Boissevain, Jeremy** (1974): Friends of friends: Networks, Manipulators and Coalitions, Oxford: Blackwell.
- Bortz, Jürgen/ Döring, Nicola** (2006): Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- Bott, Elizabeth** (1957): Family and Social Network. London: Tavistock Publications.
- Bourdieu, Pierre** (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (1983): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2, Göttingen. S. 183-198.
- Brake, Anne** (2003): Familie-Arbeit-Freizeit: Was zählt? Opladen: Leske & Budrich.
- Brandt, Martina** (2006): Soziale Kontakte als Weg aus der Erwerbslosigkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Jg. 58. Nr. 3.
- Bronfenbrenner, Urie** (1990): Bronfenbrenner, Urie: Ökologische Sozialisationsforschung. In: Kruse, Lenelis u.a. (Hrsg.): Ökologische Psychologie. München: Psychologie-Verlags-Union.
- Bronfenbrenner, Urie** (1981): Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Buchebner-Ferstl, Sabine** (2004): Warum ‚Halbe-Halbe‘ nicht funktionieren kann Über die Verteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung in Partnerschaften. In: Cizek, Brigitte: Familienforschung in Österreich. Markierungen – Ergebnisse – Perspektiven. Wien: Schriftenreihe des ÖIF Heft 12.
- Burt, Ronald S.** (1982): Toward a structural theory of action. Network models of social structure, perception, and action. New York: Academic Press.
- Burt, Ronald S.** (1983): Applied network analysis. A methodological introduction. Beverly Hills: Sage Publications.
- Burt, Ronald S.** (1992): Structural Holes. The social Structure of competition. Cambridge: Harvard University Press.
- Cizek, Brigitte** (2004): Familienforschung in Österreich. Markierungen – Ergebnisse – Perspektiven. Wien: Schriftenreihe des ÖIF Heft 12.
- Coleman, James Samuel** (1990): Foundations of Social Theory. Cambridge: Mass Belknap Press.
- Diaz-Bone, Rainer** (2007): Gibt es eine qualitative Netzwerkanalyse? Review Essay. Hollstein, Betina/ Straus, Florian (2006): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Forum qualitative Sozialforschung, 8(1), Art. 28.

- Diaz-Bone, Rainer** (1997): Ego-zentrierte Netzwerke und familiäre Beziehungssysteme. Wiesbaden: DUV.
- Diewald, Martin** (1991): Soziale Beziehungen: Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken. Berlin: Edition Sigma.
- Dörfler, Sonja** (2004): Elternurlaub im Vergleich. Eine Gegenüberstellung der Regelungen in Frankreich, Norwegen, Österreich und Schweden. In: Cizek, Brigitte: Familienforschung in Österreich. Markierungen – Ergebnisse – Perspektiven. Wien: Schriftenreihe des ÖIF Heft 12.
- Dörfler, Sonja** (2004): Die Wirksamkeit von Arbeitsbedingungen zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Erwerb. Wien: ÖIF Eigenverlag.
- Emirbayer, Mustafa/ Goodwin, Jeff** (1994): Network analysis, culture, and the problem of agency. In: American Journal of Sociology, Nr. 99/6, 1411-1454.
- Engelhardt, Henriette/ Prskawetz, Alexia** (2005): Beruf und Familie immer noch schwer zu vereinbaren. Europäische Länder unterstützen Frauen unterschiedlich. In: Demografische Forschung aus erster Hand. Nr. 3/2005.
- Engelhardt, Henriette** (2004): Frauen wollen Mutter, aber nicht nur Hausfrau sein. Wie sich strukturelle und finanzielle Anreize in Österreich auf die Wunschkinderzahl auswirken. In: Demografische Forschung aus erster Hand. Nr. 3/2004.
- England, Paula** (2005): Gender Inequality in Labor Markets: The Role of Motherhood and Segregation. In: Social Politics 12 - 2.
- Faccinelli, Angelika/ Zennebe, Renate** (1996): Wiedereinstieg von Frauen in das Berufsleben - und danach ? Studie im Auftrag des Arbeitsmarktservice Tirol. Wien: BM für Arbeit und Soziales.
- Fischer, Claude S.** (1982): To dwell among friends. Personal Networks in town and city. Chicago: University Press.
- Foa, Edna B./ Foa, Uriel G.** (1980): Resource theory: Interpersonal behavior as exchange. In: Gergen, Kenneth J./ Greenberg, Martin S./ Willis, Richard H. (1980): Social exchange: advances in theory and Research. New York: Plenum Press, 77–101.
- Franke, Karola/ Wald, Andreas** (2006): Möglichkeiten der Triangulation quantitative und qualitative Methoden in der Netzwerkanalyse. In: Hollstein, Betina/ Straus, Florian: Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 153-177.
- Freeman, Linton** (1992): Research methods in social network analysis. New Brunswick: Transaction Publications.

- Froschauer, Ulrike/ Lueger, Manfred** (2003): Das qualitative Interview: zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: WUV.
- Geissler, Birgit / Maier, Friederike / Pfau-Effinger, Birgit (Hg.)** (1998): FrauenArbeitsMarkt. Der Beitrag der Frauenforschung zur sozioökonomischen Theorieentwicklung, Berlin: Ed. Sigma.
- Gläser, Jochen/ Laudel, Grit** (2004): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- González Ruiz, Agustín** (1998): Die Netzwerktheorie der Handlung von R. S. Burt. Eine strukturelle und epistemologische Analyse. Frankfurt am Main, Wien: Lang.
- Gössweiner, Veronika/ Beham, Martina** (1998): Bedeutung sozialer Netzwerke und sozialer Unterstützung für Gesundheit. Wien: ÖIF, Endbericht.
- Granovetter, Mark S.** (1974): Getting a job. A study of contacts and careers. Chicago: Chicago Press.
- Granovetter, Mark S.** (1973): The strength of weak ties. In: American Journal of Sociology, Jg. 78/ Mai. S. 1360-1380.
- Granovetter, Mark S.** (1985): Economic action and social structure: The Problem of Embeddedness. In: American Journal of Sociology, Nr. 91/3. 481-510.
- Haas, Barbara** (2004): Hausarbeiterin – Ein "Beruf" wie jeder andere? Aus den Perspektiven der ArbeitgeberInnen von bezahlten Hausarbeiterinnen in Privathaushalten. In: Cizek, Brigitte, 2004: Familienforschung in Österreich. Markierungen – Ergebnisse – Perspektiven. Wien: Schriftenreihe des ÖIF Heft 12.
- Hartfield, G.** (1982): Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart.
- Hausegger, Trude/ Lechner, Ferdinand/ Reiter, Walter/ Schrems, Irmgard** (1995): Qualifizierung und Beschäftigung von Frauen. Das Modellprojekt des ABZ Meidling. Forschungsbericht im Auftrag des Arbeitsmarktservice Wien. Wien: Eigenverlag.
- Häussling, Roger** (2006): Ein netzwerkanalytisches Vierebenenkonzept zu struktur- und akteursbezogenen Deutung sozialer Interaktionen. In: Hollstein, Betina/ Straus, Florian: Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag. S. 125-152.
- Hays, Sharon** (1998): Die Identität der Mütter. Zwischen Selbstlosigkeit und Eigennutz. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hehr, Inge** (1988): Die Kinderfalle – Über den Zusammenhang von ungeschützten Arbeitsverhältnissen und geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung. In: Beiträge zur

feministischen Theorie und Praxis. Mamalogie. Nr. 21/22. Köln: Eigenverlag des Vereins Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen.

Heitz, Susanne/ Weber-Guggenbühl, Renate (2005): Soziale Beziehungen von Frauen in verschiedenen Lebensaltern. Eine empirische Studie zum Sozialen Netzwerk und zur Beziehungsqualität. Studienarbeit. Zürich und Gosau: Hochschule für Angewandte Psychologie.

Hennig, Marina (2006): Netzwerkanalyse literarischer Texte – am Beispiel Thomas Manns „Der Zauberberg“. In: Hollstein, Betina/ Straus, Florian: Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag. S. 465-480.

Henning, Marina (2006): Individuen und ihre sozialen Beziehungen. Wiesbaden: VS Verlag.

Hill, Paul B./ Kopp, Johannes (1995): Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Stuttgart: Teubner.

Höfer, Renate/ Keupp, Heiner/ Straus, Florian (2006): Prozesse sozialer Verortung in Szenen und Organisationen – Ein netzwerkorientierter Blick auf traditionale und reflexiv moderne Engagementformen. In: Hollstein, Betina/ Straus, Florian: Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag. S. 267-295.

Hollstein, Betina/ Straus, Florian (2006): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag.

Hollstein, Betina (2006): Qualitative Methoden und Netzwerkanalyse – ein Widerspruch? In: Hollstein, Betina/ Straus, Florian: Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag. S. 11-37.

Jansen, Dorothea (1999): Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele. Wiesbaden: VS Verlag.

Jütte, Wolfgang (2002): Analyse von Netzwerken oder die Lesbarkeit vernetzter Strukturen. In: Bergold, R./Mörchen, A./Schäffter, O. (Hrsg.): Treffpunkt Lernen. Ansätze und Perspektiven für eine Öffnung und Weiterentwicklung von Erwachsenenbildungsinstitutionen. Band 2. Recklinghausen: Bitter.

Jütte, Wolfgang (2006): Netzwerkvisualisierung als Trinagulationsverfahren bei der Analyse lokaler Weiterbildungslandschaften. In: Hollstein, Betina/ Straus, Florian: Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag. S. 199-220.

- Kahn Robert L./ Antonucci, Toni C.** (1980): Convoys of social support: A life-course approach. In: Kiesler, Sara/ Morgan, James/ Oppenheimer, Valerie (1980): Aging. Social change. Michigan: Academic Press. 383-
- Kasten, Hartmut** (1993): Die Geschwisterbeziehung. Göttingen: Hogrefe.
- Keddi, Barbara/ Seidenspinner, Gerlinde** (1990): Veränderter weiblicher Lebensentwurf und Individualisierung des Lebenslaufs. In: Neue Sammlung. Vierteljahrszeitschrift für Erziehung und Gesellschaft. Heft 1.
- Kesselring, Sven** (2006): Topographien mobiler Möglichkeitsräume. Zur sozio-materiellen Netzwerkanalyse von Mobilitätspionieren. In: Hollstein, Betina/ Straus, Florian: Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag. S. 333-358.
- Knoke, David/ Kuklinski, James H.** (1982): Network Analysis. Newbury Park: SAGE Publications.
- Kohli, Martin** (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Jg. 37, Heft 1. S. 1-29.
- Kollros, Ernst** (2001): Kinderbetreuungsgeld & Teilzeit. Für die betriebliche Praxis 2002. Wien: Juridica Verlag GmbH.
- Klepp, Doris** (2004): Lebenssituation und subjektive Lebensqualität von Frauen mit Kindern im Alter von 0 bis 6 Jahren. Eine empirische psychologische Studie zur Mutterschaft. In: Cizek, Brigitte: Familienforschung in Österreich. Markierungen – Ergebnisse – Perspektiven. Wien: Schriftenreihe des ÖIF Heft 12.
- Kim, Anna** (2001): Familie und soziale Netzwerke. Eine komparative Analyse persönlicher Beziehungen in Deutschland und Südkorea. Forschung Soziologie: Band 114. Opladen: Leske + Budrich.
- Kühn, Thomas** (2006): Soziale Netzwerke im Fokus von qualitativen Sekundäranalysen – Am Beispiel einer Studie zur Biografiegestaltung junger Erwachsener. In: Hollstein, Betina/ Straus, Florian: Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag. S. 391-416.
- Laireiter, Anton** (1993): Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung: Konzepte, Methoden und Befunde. Bern: Verlag Hans Huber.
- Lambertz, Birgit** (1999): Stimmungsverläufe in Freundschaften unter Erwachsenen: Zusammenhänge und Veränderungen im Erleben von freundschaftsbezogenen Stimmungen bei erwachsenen Freundespaaren. Frankfurt am Main: Lang.

- Lamnek, Siegfried** (2005): Qualitative Sozialforschung. 4. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Verlag.
- Lassnigg, Lorenz/ Leitner, Andrea/ Steiner, Peter/ Wroblewski, Angela** (1999): Unterstützung beim Wiedereinstig. Möglichkeiten und Wirkungen frauenspezifischer Maßnahmen. AMS Report 10. Wien: Verlag Hofstätter.
- Levi-Strauss, Claude** (1993): Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lüdicke, Jörg/ Diewald, Martin** (2007): Soziale Netzwerke und soziale Ungleichheit. Zur Rolle von Sozialkapital in modernen Gesellschaften. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Majce, Gerhard** (2000): Generationenbeziehungen und Generationenverhältnisse. In: Bundesministerium für Soziale Sicherheit und Generationen: Ältere Menschen – Neue Perspektiven. Seniorenbericht 2000, S.106-163.
- Mayntz, R./ Holm, K./ Hübner, P.** (1974): Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie, Köln: Opladen.
- Mayring, Philipp** (2000): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Forum qualitative Sozialforschung, Vol. 1, Nr. 2, Art. 20.
<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1089/2383>
- Mayring, Philipp** (1997, 2003): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Mayr-Kleffel, Verena** (1991): Frauen und ihre sozialen Netzwerke: auf der Suche nach einer verlorenen Ressource. Opladen: Leske und Budrich.
- Mazal, Wolfgang/ Doralt, Wener (Hrg.)** (2008): Kodex Arbeitsrecht. Wien: Linde Verlag.
- Mitchell, James Clyde** (1969): Social Networks in urban situations. Analyses of personal relationships in Central African towns. Manchester: University Press.
- Mutterschutzgesetz 1979 - MSchG, BGBl. Nr. 221, i. d. Fassung BGBl. I Nr. 53/2007**
- Nadel, Siegfried Frederik** (1957): The theory of social structure. London: Cohen & West.
- Pammer, Monika** (1997): Auswirkungen einer Erwerbsunterbrechung aufgrund der Geburt eines Kindes auf die Berufsperspektiven von Frauen und die Rolle, die ihre Lebensgefährten dabei spielen. Wien: Diplomarbeit.
- Pappi, Franz U.** (1987): Methoden der Netzwerkanalyse. München: Oldenbourg.

- Pelizäus-Hoffmeister, Helga** (2006): Zur Bedeutung sozialer Netzwerke für die Konstruktion biografischer Sicherheit. In: Hollstein, Betina/ Straus, Florian: Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag. S. 441-464.
- Pernold, Petra** (2004): Karenz bei Alleinerziehenden versus in Partnerschaft lebenden Müttern. Rahmenbedingungen und geplanter Wiedereinstieg. Wien: Diplomarbeit.
- Petsch, Sabine** (2000): Mythos Frau – Realität Mutter: Eine qualitative, österreichische Studie über Veränderungen im Spektrum weiblicher Identität durch Partnerschaft. Diplomarbeit. Universität Wien.
- Poser, Märle** (1994): Weibliche Lebensentwürfe. Zwischen Kontinuität und Bruch. Bielefeld: Kleine.
- Priemel, Isabel/ Schuster, Annette** (1990): Frauen zwischen Erwerbstätigkeit und Familie: historische und aktuelle Entwicklungen. (Frauen in Geschichte und Gesellschaft, Band 18). Centaurus.
- Prisching, Manfred** (2005): Familie, Wirtschaft, Arbeit, Leben. In: Cizek, Brigitte/ Schipfer, Rudolf: Joint Venture Familie und Wirtschaft? Widersprüche – Ansprüche – Machbarkeit. Dokumentation des Symposiums „Familie in Wirtschaft und Praxis“. ÖIF Materialien Heft 22. Wien: ÖIF.
- Reichle, Barbara/ Werneck, Harald** (1999): Übergang zur Elternschaft: Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses. Stuttgart: Enke.
- Rerrich, Maria** (1990): Balanceakt Familie: Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen. Freiburg: Lambertus.
- Richter, Rudolf** (2000): Zur Lage und Entwicklung von Familie in Österreich. In: Österreichischer Familienbericht 1999. Wien: Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie.
- Richter, Rudolf** (2004): Die neue Mehrgenerationenfamilie. Zur Notwendigkeit einer lebenslauforientierten Mehrgenerationenpolitik. In: Cizek, Brigitte: Familienforschung in Österreich. Markierungen – Ergebnisse – Perspektiven. Wien: Schriftenreihe des ÖIF Heft 12. S. 181-202.
- Roos, Patricia A./ Trigg Mary K./ Hartmann, Mary S.** (2006): Changing families/ Changing communities. Work, family and community in transition. In: Community, Work & Family. Nr. 9/2.

- Ross, Helgola G./ Milgram, Joel I.** (1982): Important variables in adult sibling relationships: a qualitative study. In: Lamb, Michael E./ Sutton-Smith, Brian: 1982): Sibling relationships. Their nature and significance across the lifespan. Hillsdale: Lawrence Erlbaum Associates. 225-250.
- Scheibelhofer, Elisabeth** (2006): Migration, Mobilität und Beziehung im Raum: Egozentrierte Netzwerkbeziehungen als Erhebungsmethode. In: Hollstein, Betina/ Straus, Florian: Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag. S. 311-332.
- Schiffbänker, Annemarie** (2001): Frauenerwerbstätigkeit und Kinderbetreuungspolitik. In: SWS-Rundschau. Heft 4/2001. S. 420–434.
- Schiller, Sigrid** (1991): Spezifisch weibliche Schuldgefühle bei der Selbstverwirklichung und das „feminine Abhängigkeitssyndrom“. Verlag für Tiefenpsychologie.
- Schirra-Weirich, Liane** (1995): Karriere versus Familie? Ein Beitrag zur Diskussion um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie am Beispiel individueller Deutungsmuster. Forum Beruf und Bildung, Band 6. Alsbach: LTV-Verlag.
- Schirra-Weirich, Liane** (1996): Projekt: Karriere versus Familie? Ein Beitrag zur Diskussion um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie am Beispiel individueller Deutungsmuster. In: Konsens. Heft 4/96. S. 18.
- Schnegg, Michael/ Lang, Hartmut** (2001): Netzwerkanalyse. Eine praxisorientierte Einführung. In: Methoden der Ethnografie. Heft I.
- Schütze, Yvonne** (2006): Quantitative und qualitative Veränderungen in den sozialen Netzwerken junger Migranten – Eine Langzeitstudie. In: Hollstein, Betina/ Straus, Florian: Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag. S. 295-310.
- Schweizer, Thomas** (1988): Netzwerkanalyse: Ethnologische Perspektiven. Berlin: Reimer.
- Schweizer, Thomas** (1996): Muster sozialer Ordnung: Netzwerkanalyse als Fundament der Sozialethnologie. Berlin: Reimer.
- Secret, Mary** (2006): Integrating paid work and family work. A qualitative study of parenting in the workplace childcare experiences. In: Community, Work & Family Nr. 9/4.
- Shumaker, Sally A./ Brownell, Arlene** (1984): Toward a theory of social support: Closing conceptual gaps. 11-36. In: Journal of social issues. Vol. 40/4.

- Sieverding, Monika** (1995): Die Gesundheit von Müttern – Ein Forschungsüberblick. In: Zeitschrift für Medizinische Psychologie, 4 (1). S. 6-16.
- Simmel, Georg** (1992 [1908]): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sprey-Wessing, Thea/ Möller Klaus** (1992): Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Beiträge zur institutionellen Familienbildung. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag.
- Statistik Austria** (2008): Arbeitskräfteerhebung 2007. Ergebnisse des Mikrozensus. Wien: Bundesanstalt Statistik Österreich.
- Statistik Austria** (2006): Vereinbarkeit von Beruf und Familie 2005. Modul der Arbeitskräfteerhebung 2005. Wien: Verlag Österreich.
- Straus, Florian** (2002): Netzwerkanalysen. Gemeindepsychologische Perspektiven für Forschung und Praxis; Wiesbaden: Deutscher Universität Verlag.
- Straus, Florian** (2006): Entwicklungslabor qualitative Netzwerkforschung. In: Hollstein, Betina/ Straus, Florian: Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag. S. 481-495.
- Terpe, Sylvia/ Steiner, Christine** (2005): Netzwerkstruktur und Informationsgehalt. Wann werden Beziehungen zur Ressource? Vortrag auf der Tagung „Soziale Netzwerke und Sozialkapital“ der Sektion „Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse“. Bielefeld.
- Trappmann, Mark/ Hummell, Hans J./ Sodeur, Wolfgang** (2005): Strukturanalyse sozialer Netzwerke. Konzepte, Modelle, Methoden; Wiesbaden: VS Verlag.
- Väter-Karenzgesetz - VKG, BGBl. Nr. 651/1989, i. d. Fassung: BGBl. I Nr. 53/2007
- Veiel, Hans O. F./ Ihle, Wolfgang** (1993): Das Copingkonzept und das Unterstützungskonzept: Ein Strukturvergleich. In: Laireiter, Anton: Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung: Konzepte, Methoden und Befunde. Bern: Verlag Hans Huber.
- Walker, Barbara G.** (2003): Das geheime Wissen der Frauen. Lexikon. Engerda: Arun Verlag. S. 761-778.
- Wallner, Barbara** (2000): Widereinstieg von Frauen in das Berufsleben. In: Reader zum PS „Familienpsychologie 2“, Univ.-Ass. Mag. Dr. Harald Werneck, SS 2000. S. 75-81.
- Wassermann, Stanley** (1994): Advances in social network analysis. Research in the social and behavioral sciences. Thousand Oaks: Sage Publ.
- Wassermann, Stanley/ Faust, Katherine** (1994): Social network analysis. Methods and applications. Cambridge: Cambridge Univ. Press.

- Weber, Andrea Maria** (2004): Wann kehren junge Mütter auf den Arbeitsmarkt zurück? Eine Verweildaueranalyse für Deutschland. Mannheim: Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung.
- Wellman, Barry** (1993): An egocentric network tale. In: *Social Networks*, Nr. 15, 423-436.
- Wellman, Barry/ Berkowitz, Shelby** (1988): *Social structures. A network approach*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wellman, Barry** (1979): The Community Question. The Intimate Networks of East Yorkers. In: *American Journal of Sociology*. Nr. 84/5. S. 1201-1231.
- Wendt, Claus/ Maucher, Matthias** (2000): Mütter zwischen Kinderbetreuung und Erwerbstätigkeit. Institutionelle Hilfe und Hürden bei einem beruflichen Wiedereinstieg nach einer Kinderpause, Arbeitspapiere. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, Nr. 18.
- White, Harrison C.** (1963): An anatomy of kindship. Mathematical models for structures of cumulated roles. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- White, Harrison C./ Boorman, Scott A./ Breiger, Ronald L.** (1976): Social structure from multiple networks. I. Blockmodels of Roles and Positions. In: *American Journal of Sociology*, Vol. 81, No. 4, The University of Chicago Press. 730-780.
- White, Harrison C.** (1992): *Identity and control. A structural theory of social action*. Princeton: Princeton Univ. Press.
- Wicki, Werner** (1997): *Übergänge im Leben der Familie. Veränderungen bewältigen*. Bern: Hans Huber.
- Wolf, Christof** (1993): Egozentrierte Netzwerke. Datenorganisation und Datenanalyse. In: *ZA-Information*, Nr. 32, Mai 1993. Köln: Zentralarchiv für empirische Sozialforschung. 72-94.
- Ziefle, Andrea** (2004): Die individuellen Kosten des Erziehungsurlaubs. Eine empirische Analyse der kurz- und längerfristigen Folgen für den Karriereverlauf von Frauen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Jg. 56, Nr. 2.

Anhang

Anhang 1: Interviewleitfaden

Bevor wir mit dem Gespräch beginnen, möchte ich Ihnen noch einmal kurz erklären worüber ich in meiner Diplomarbeit schreibe und worum es im Interview gehen wird. Ich untersuche, was sich auf die Entscheidung für den frühen Wiedereinstieg auswirkt und wie der Wiedereinstieg konkret ablief. Vor allem geht es mir darum welche Rolle das soziale Umfeld dabei gespielt hat.

Ich würde das Gespräch gerne mit dem Diktiergerät aufzeichnen damit keine Informationen verloren gehen. Die Aufzeichnung wird dann von mir transkribiert und anschließend gelöscht. Das Gespräch wird nur für meine Diplomarbeit verwendet und ihre Daten werden dazu anonymisiert. Also kann niemand aus dem geschriebenen auf eine bestimmte Person schließen. Wenn ihnen eine Frage unangenehm sein sollte, brauchen sie natürlich nicht zu antworten.

Frauen erleben den Wiedereinstieg ja sehr unterschiedlich. Wie haben sie ihn erlebt?

Die Entscheidung über den Zeitpunkt des Wiedereinstiegs ist nicht so einfach. Wie haben sie diese Entscheidung getroffen?

Wie lange waren Sie in Karenz?

Warum haben Sie diesen Zeitpunkt gewählt?

Wann stand der konkrete Zeitpunkt fest?

War die Entscheidung für Sie schwierig oder wussten Sie gleich wann der richtige Zeitpunkt wäre?

War es für Sie von Anfang an klar, dass Sie bald wieder Arbeiten wollen?

Was muss Ihrer Meinung nach bei der Entscheidung über den Wiedereinstiegszeitpunkt bedacht werden?

Haben Sie diese Entscheidung als Interessenkonflikt erlebt?

Wurden sie bei den Überlegungen zum Wiedereinstiegszeitpunkt von jemandem unterstützt?

Wer war an den Überlegungen beteiligt?

Gab es unterschiedliche Meinungen darüber wann sie wieder arbeiten gehen sollten?

Wie haben sie diese Meinungen beeinflusst?

Konnten Sie den Wiedereinstieg dann so umsetzen wie geplant?

War diese Zeit für sie anstrengend?

Was erlebten sie beim Wiedereinstieg als belastend?

Frauen berichten von den verschiedensten Problemen und Hindernissen beim Wiedereinstieg. Gab es diese bei ihnen auch?

Welche waren das?

Wie wurden die Hindernisse überwunden?

Haben Sie das Arbeitsausmaß nach der Karenz reduziert?
Entspricht das derzeitige Arbeitsausmaß ihren Wünschen vor dem Wiedereinstieg?

Den Wiedereinstieg zu organisieren ist ja nicht gerade leicht. Hatten sie Menschen die Ihnen dabei halfen?

Wie sah diese Hilfe aus?
Gab es auch Menschen die gegen ihre Pläne waren?

Glauben Sie es ist wichtig für Frauen nach der Geburt bald wieder an den Arbeitsplatz zurückzukehren?

Warum sind Sie dieser Meinung?
Wie reagiert ihr soziales Umfeld auf diese Einstellung?

Können sie die beiden Lebensbereiche Beruf und Familie gut vereinbaren?

Welche beruflichen Ziele verfolgen Sie?
Wie sehen sie ihre Rolle als Mutter?

Frauen empfinden das Dasein als berufstätige Mutter oft als Belastung. Wie geht es Ihnen dabei?

Fühlen Sie sich durch die Mutterrolle belastet?
Fühlen sie sich durch die Arbeit belastet?
Wie gehen Sie mit den Belastungen um?
Gibt es jemanden der Ihnen bei der Bewältigung der Belastungen hilft?
Wodurch?

Gibt es Personen außerhalb Ihres Haushaltes die für Sie besonders wichtig sind?

Mit wem besprechen sie persönliche Dinge?
Mit wem besprechen sie hauptsächlich Arbeitsangelegenheiten?
Mit wem sprechen sie hauptsächlich über die Familie?
Wessen Rat bedeutet Ihnen besonders viel?
Mit wem unternehmen Sie häufig etwas?

Was ist Ihnen bei Beziehungen zu ihren Mitmenschen wichtig?

Denken Sie, dass Ihnen ihr soziales Umfeld beim Wiedereinstieg geholfen hat?

Wie hat es ihnen geholfen?

Wie sieht es mit Beziehungen zu Familienmitgliedern aus?

Würden sie Ihre Familie als für Sie wichtig einstufen?
Welche Familienmitglieder sind für sie wichtig?

Sind sie Mitglied in einem Verein?

Haben sie soziale Kontakte durch andere Freizeitaktivitäten?

Haben sie Arbeitskollegen die ihnen wichtig sind?

Haben sie Nachbarn die ihnen wichtig sind?

Gibt es noch andere Personen die ihnen wichtig sind?

Gibt es noch etwas, was Ihnen zum Thema des Gesprächs einfällt und noch nicht besprochen wurde?

Jetzt habe ich noch ein paar Fragen zu Ihrer Person. Wie alt sind Sie?

Wie alt sind ihre Kind(er)?

Sind sie verheiratet?

Was ist Ihre höchste abgeschlossene Ausbildung?

Was machen Sie beruflich?

Wie lange waren Sie vor der Geburt berufstätig?

Was macht ihr Partner/Mann beruflich?

Wo sind sie aufgewachsen?

Abschließend würde ich gerne noch die Personen auf der Karte durchgehen. Können Sie mir folgende Angaben zu den Personen machen?

Welche der Personen auf der Netzwerkkarte kennen sich?

Netzwerkkarte:

Jetzt würd ich gern noch ein neues Element einführen. Und zwar diese Karte. Darauf kann gut ihr soziales Umfeld dargestellt werden. Das dient zur besseren Übersicht und als Orientierungshilfe. Im Zentrum, das sind sie. Und die äußeren Kreise sollen symbolisieren wie wichtig Ihnen eine Person ist. Je enger sie sich mit einer Person verbunden fühlen, desto näher am Zentrum sollte sie platziert werden. Das kann sowohl positive aber auch negative Verbundenheit bedeuten.

Im innersten Kreis sollen die sehr eng verbundenen sein, im zweiten die auch noch eng verbundenen und im äußeren die weniger eng verbundenen aber trotzdem für sie wichtigen Personen. Mit diesen Aufklebern können sie die Personen so positionieren wie sie es für richtig halten. Sie können die Personen auch in Segmente teilen wie zum Beispiel Freunde, Familie, Arbeit, usw. Sie müssen die Personen nicht bei ihrem richtigen Namen nennen. Sie können sich auch Kosenamen verwenden oder nur die Initialen oder einfach Phantasienamen.

Anhang 2: Netzwerktabelle

Nr.	Name der Person	Geschlecht	Wohnort	Kinder	Alter	Intensität d. Beziehung	Rollen der Beziehung	Dauer der Beziehung	Kontakthäufigkeit
1	Mutter	w	Salzburg	ja	62	1	Familie	36	fast täglich
2	Vater	m	Salzburg	ja	62	1	Familie	36	fast täglich
3	Schwester	w	Salzburg	nein	34	1	Familie	34	2-3 x Woche
4	L	w	Wien	ja	40	2	Freund	10	1-2 x Woche
5	T	w	Wien	ja	41	2	Freund	13	2-3 x Woche
6	Schwiegermutter	w	Wien	ja	64	2	Familie	8	1 x Woche
7	Schwiegervater	m	Wien	ja	62	2	Familie	8	1 x Woche
8	Schwester d. Mannes 1	w	Wien	nein	21	2	Familie	8	2-3 x Monat
9	Schwester d. Mannes 2	w	Wien	ja	29	2	Familie	8	2-3 x Monat
10	Schwester d. Mannes 3	w	Wien	ja	35	2	Familie	8	2-3 x Monat
11	Schwester d. Mannes 4	w	Wien	ja	32	2	Familie	8	2-3 x Monat
12	Bruder des Mannes	m	Wien	ja	37	2	Familie	8	2-3 x Monat
13	A	w	England	ja	38	3	Freund	30	6 x Jahr
14	U	w	England	ja	39	3	Freund	30	6 x Jahr
15	D	w	Salzburg	ja	36	3	Freund	30	2 x Jahr
16	M	w	Salzburg	nein	38	3	Freund	30	2 x Jahr
17	V	m	Wien	ja	36	3	Arbeit, Freund	10	1 x Woche
18	H	w	Wien	ja	35	3	Arbeit, Freund	10	1 x Woche
19	E	w	Wien	ja	34	3	Freund	6	2 x Monat
20	K	m	Wien	ja	33	3	Nachbar, Freund	4	1 x Woche
21	I	w	Wien	ja	32	3	Nachbar, Freund	4	1 x Woche
22	N	m	Wien	ja	40	3	Nachbar, Freund	4	2 x Monat
23	P	w	Wien	ja	41	3	Nachbar, Freund	4	2 x Monat
24	B	m	Wien	nein	37	3	Freund	10	3 x Monat
25	S	w	Wien	nein	35	3	Freund	7	3 x Monat
26	R	m	Wien	nein	46	3	Freund	8	3 x Mona
27	G	w	Wien	nein	37	3	Arbeit, Freund	7	1 x Mona

Anhang 3: Output SPSS

Frequencies

Statistics

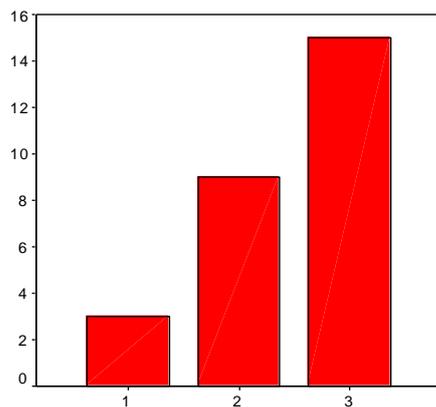
Intensität der Beziehung

N	Valid	27
	Missing	0
Mean		2,44

Intensität der Beziehung

		Frequency	Percent	Valid Percent	Cumulative Percent
Valid	1	3	11,1	11,1	11,1
	2	9	33,3	33,3	44,4
	3	15	55,6	55,6	100,0
Total		27	100,0	100,0	

Intensität der Beziehung



Intensität der Beziehung

Crosstabs

Case Processing Summary

	Cases					
	Valid		Missing		Total	
	N	Percent	N	Percent	N	Percent
Geschlecht * Intensität der Beziehung	27	100,0%	0	,0%	27	100,0%

Geschlecht * Intensität der Beziehung Crosstabulation

		Intensität der Beziehung			Total	
		1	2	3		
Geschlecht	m	Count	1	2	5	8
		% of Total	3,7%	7,4%	18,5%	29,6%
	w	Count	2	7	10	19
		% of Total	7,4%	25,9%	37,0%	70,4%
Total		Count	3	9	15	27
		% of Total	11,1%	33,3%	55,6%	100,0%

Frequencies

Statistics

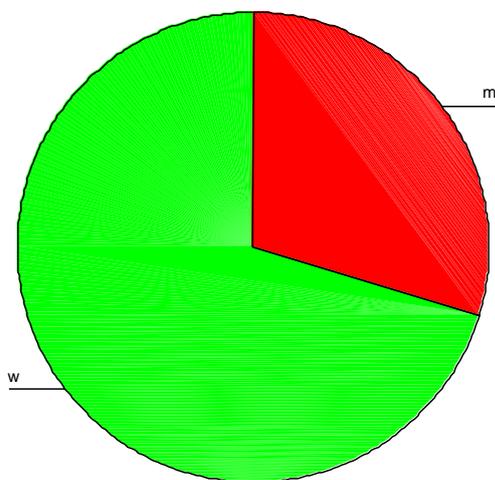
Geschlecht

N	Valid	27
	Missing	0

Geschlecht

		Frequency	Percent	Valid Percent	Cumulative Percent
Valid	m	8	29,6	29,6	29,6
	w	19	70,4	70,4	100,0
	Total	27	100,0	100,0	

Geschlecht



Frequencies

Statistics

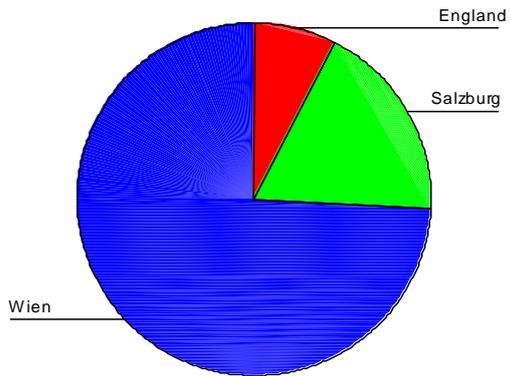
Wohnort

N	Valid	27
	Missing	0

Wohnort

		Frequency	Percent	Valid Percent	Cumulative Percent
Valid	England	2	7,4	7,4	7,4
	Salzburg	5	18,5	18,5	25,9
	Wien	20	74,1	74,1	100,0
	Total	27	100,0	100,0	

Wohnort



Frequencies

Statistics

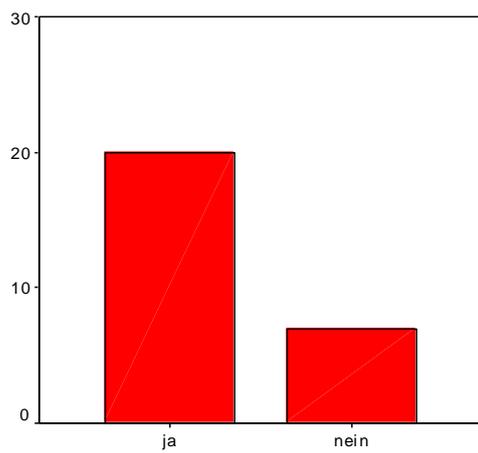
Kinder

N	Valid	27
	Missing	0

Kinder

		Frequency	Percent	Valid Percent	Cumulative Percent
Valid	ja	20	74,1	74,1	74,1
	nein	7	25,9	25,9	100,0
	Total	27	100,0	100,0	

Kinder



Kinder

Descriptives

Descriptive Statistics

	N	Range	Minimum	Maximum	Mean		Std.	Variance
	Statistic	Statistic	Statistic	Statistic	Statistic	Std. Error	Statistic	Statistic
Alter	27	43	21	64	39,85	2,05	10,633	113,054
Valid N (listwise)	27							

Crosstabs

Case Processing Summary

	Cases					
	Valid		Missing		Total	
	N	Percent	N	Percent	N	Percent
Rollen der Beziehung * Intensität der Beziehung	27	100,0%	0	,0%	27	100,0%

Rollen der Beziehung * Intensität der Beziehung Crosstabulation

			Intensität der Beziehung			Total
			1	2	3	
Rollen der Beziehung	Arbeit, Freund	Count			3	3
		% of Total			11,1%	11,1%
	Familie	Count	3	7		10
		% of Total	11,1%	25,9%		37,0%
Freund	Count		2	8	10	
	% of Total		7,4%	29,6%	37,0%	
Nachbar, Freund	Count			4	4	
	% of Total			14,8%	14,8%	
Total	Count	3	9	15	27	
	% of Total	11,1%	33,3%	55,6%	100,0%	

Descriptives

Descriptive Statistics

	N	Range	Minimum	Maximum	Mean		Std.	Variance
	Statistic	Statistic	Statistic	Statistic	Statistic	Std. Error	Statistic	Statistic
Dauer der Beziehung	27	32	4	36	14,04	2,17	11,278	127,191
Valid N (listwise)	27							

Crosstabs

Case Processing Summary

	Cases					
	Valid		Missing		Total	
	N	Percent	N	Percent	N	Percent
Dauer der Beziehung * Intensität der Beziehung	27	100,0%	0	,0%	27	100,0%

Dauer der Beziehung * Intensität der Beziehung Crosstabulation

			Intensität der Beziehung			Total
			1	2	3	
Dauer der Beziehung	4	Count			4	4
		% of Total			14,8%	14,8%
	6	Count			1	1
		% of Total			3,7%	3,7%
	7	Count			2	2
		% of Total			7,4%	7,4%
	8	Count		7	1	8
		% of Total		25,9%	3,7%	29,6%
	10	Count		1	3	4
		% of Total		3,7%	11,1%	14,8%
13	Count		1		1	
	% of Total		3,7%		3,7%	
30	Count			4	4	
	% of Total			14,8%	14,8%	
34	Count	1			1	
	% of Total	3,7%			3,7%	
36	Count	2			2	
	% of Total	7,4%			7,4%	
Total	Count	3	9	15	27	
	% of Total	11,1%	33,3%	55,6%	100,0%	

Frequencies

Statistics

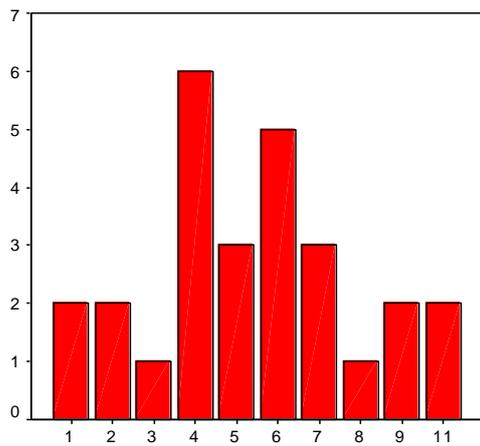
Kontakthäufigkeit Code

N	Valid	27
	Missing	0

Kontakthäufigkeit Code

	Frequency	Percent	Valid Percent	Cumulative Percent
Valid 1	2	7,4	7,4	7,4
2	2	7,4	7,4	14,8
3	1	3,7	3,7	18,5
4	6	22,2	22,2	40,7
5	3	11,1	11,1	51,9
6	5	18,5	18,5	70,4
7	3	11,1	11,1	81,5
8	1	3,7	3,7	85,2
9	2	7,4	7,4	92,6
11	2	7,4	7,4	100,0
Total	27	100,0	100,0	

Kontakthäufigkeit Code



Kontakthäufigkeit Code

Crosstabs

Case Processing Summary

	Cases					
	Valid		Missing		Total	
	N	Percent	N	Percent	N	Percent
Kontakthäufigkeit Code * Intensität der Beziehung	27	100,0%	0	,0%	27	100,0%

Kontakthäufigkeit Code * Intensität der Beziehung Crosstabulation

		Intensität der Beziehung			Total
		1	2	3	
Kontakthäufigkeit Code	1	Count	2		2
		% of Total	7,4%		7,4%
	2	Count	1	1	2
		% of Total	3,7%	3,7%	7,4%
	3	Count		1	1
		% of Total		3,7%	3,7%
	4	Count		2	4
		% of Total		7,4%	14,8%
	5	Count			3
		% of Total			11,1%
	6	Count		5	5
	% of Total		18,5%	18,5%	
7	Count			3	
	% of Total			11,1%	
8	Count			1	
	% of Total			3,7%	
9	Count			2	
	% of Total			7,4%	
11	Count			2	
	% of Total			7,4%	
Total		Count	3	9	15
		% of Total	11,1%	33,3%	55,6%
					27
					100,0%

Frequencies

Statistics

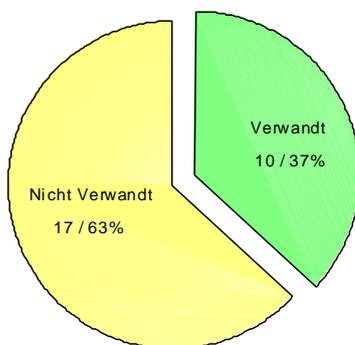
Rollen recodiert

N	Valid	27
	Missing	0

Rollen recodiert

		Frequency	Percent	Valid Percent	Cumulative Percent
Valid	1	10	37,0	37,0	37,0
	2	17	63,0	63,0	100,0
	Total	27	100,0	100,0	

Verwandtschaft



Descriptives

Descriptive Statistics

	N	Range	Minimum	Maximum	Mean		Std.	Variance
	Statistic	Statistic	Statistic	Statistic	Statistic	Std. Error	Statistic	Statistic
ALTDIFF	27	28,00	,00	28,00	6,8148	1,7238	8,95732	80,234
Valid N (listwise)	27							

Frequencies

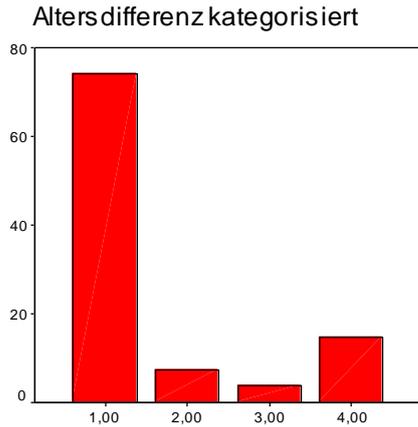
Statistics

Altersdifferenz kategorisiert

N	Valid	27
	Missing	0

Altersdifferenz kategorisiert

		Frequency	Percent	Valid Percent	Cumulative Percent
Valid	1,00	20	74,1	74,1	74,1
	2,00	2	7,4	7,4	81,5
	3,00	1	3,7	3,7	85,2
	4,00	4	14,8	14,8	100,0
	Total	27	100,0	100,0	



Altersdifferenz kategorisiert

Correlations

Descriptive Statistics

	Mean	Std. Deviation	N
Altersdifferenz positiv	6,81	8,957	27
Intensität der Beziehung	2,44	,698	27

Correlations

		Altersdifferenz positiv	Intensität der Beziehung
Altersdifferenz positiv	Pearson Correlation	1	-,595**
	Sig. (2-tailed)	,	,001
	N	27	27
Intensität der Beziehung	Pearson Correlation	-,595**	1
	Sig. (2-tailed)	,001	,
	N	27	27

** . Correlation is significant at the 0.01 level (2-tailed).

Frequencies

Statistics

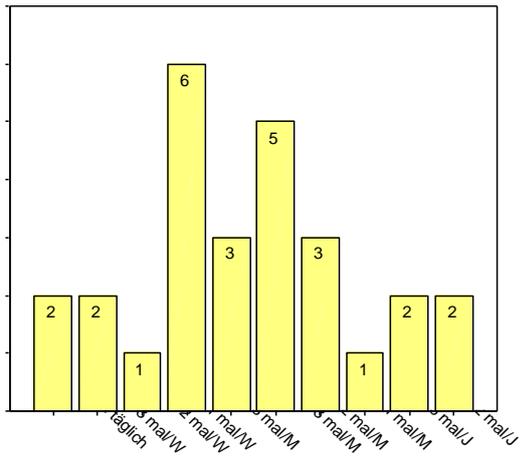
Kontakthäufigkeit Code

N	Valid	27
	Missing	0
Mean		5,44

Kontakthäufigkeit Code

		Frequency	Percent	Valid Percent	Cumulative Percent
Valid	fast täglich	2	7,4	7,4	7,4
	2-3 mal/W	2	7,4	7,4	14,8
	1-2 mal/W	1	3,7	3,7	18,5
	1 mal/W	6	22,2	22,2	40,7
	3 mal/M	3	11,1	11,1	51,9
	2-3 mal/M	5	18,5	18,5	70,4
	2 mal/M	3	11,1	11,1	81,5
	1 mal/M	1	3,7	3,7	85,2
	6 mal/J	2	7,4	7,4	92,6
	2 mal/J	2	7,4	7,4	100,0
	Total	27	100,0	100,0	

Kontakthäufigkeit



Lebenslauf

Persönliche Daten

Vorname	Daniela
Zuname	Kozam
Wohnort	1020 Wien
Geburtsdatum	09. Juni 1981
Geburtsort	Braunau am Inn
Staatsbürgerschaft	Österreich

Letzte berufliche Stationen

02/2010 bis heute	Arbeitsmarktservice Hietzinger Kai, Wien Beraterin Service für Unternehmen - Großkundenbetreuung <i>Tätigkeit:</i> umfassende Beratung und Betreuung von Großkunden aus dem Cluster Gastronomie und Fremdenverkehr
04/2009	Gesellschaft für Aus- und Weiterbildung, Wien Implacement- und Qualifizierungsberaterin <i>Tätigkeit:</i> personalwirtschaftliche Beratung von Unternehmen über die Möglichkeiten einer Implacementstiftung,
05/2008 bis 03/2009	Chladek Managementberatung, Wien Personal Consultant <i>Tätigkeit:</i> selbständige Kundenakquisition, Texten von Inseraten, selbständige Betreuung von „Executive Search“-Projekten

Studium

seit 10/2001 bis voraussichtlich 03/2012	Soziologie (rechts-, sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Studien-zweig), Wien Diplomarbeitsthema: „Netzwerkressourcen und Wiedereinstieg – Wie soziale Netzwerke die frühe Rückkehr von Müttern in das Erwerbsleben beeinflussen“
seit 10/2005 bis heute	Politikwissenschaften, Wien Zweitstudium

Schulbildung

1995 bis 2000	Handelsakademie, Braunau Abschluss: Matura 06/2000
1987 bis 1995	Volksschule und Hauptschule, Ranshofen

Abstract

Diese Diplomarbeit trägt den Titel „Netzwerkressourcen und Wiedereinstieg – Wie soziale Netzwerke die frühe Rückkehr von Müttern in das Erwerbsleben beeinflussen“. Der Verlust an Humankapital als Folge längerer Erwerbsunterbrechungen im Zuge der Elternkarenz wird darin als zentrale Problemlage der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung betrachtet. Es wird die These vertreten, dass nur ein relativ rascher Wiedereinstieg ins Berufsleben Frauen ermöglicht, mit ihren männlichen Mitstreitern am Arbeitsmarkt konkurrieren zu können. In dieser Diplomarbeit wird der Einfluss des ego-zentrierten Netzwerks auf die frühzeitige Rückkehr an den Arbeitsplatz betrachtet. Netzwerkressourcen werden so auf ihr Potential hinsichtlich der Annäherung der Geschlechterrollen überprüft.

Ziel war es herauszufinden, welche Bedeutung Eltern, Geschwistern und anderen Verwandten innerhalb des Netzwerks der Mutter zukommt. Außerdem wurde die Rolle beleuchtet, die FreundInnen und andere nichtverwandtschaftliche Beziehungen im sozialen Netz einnehmen. Untersucht wurde konkret der Einfluss der Mitglieder des sozialen Netzwerks bzw. der Einfluss der Gesamtstruktur des Netzwerkes auf die Entscheidung für eine frühere als die im Rahmen der Elternkarenz mögliche Rückkehr an den Arbeitsplatz sowie auf die Umsetzung eines positiven Konzeptes zur Vereinbarung der beiden Lebensbereiche Beruf und Familie.

Methodisch wurde das Thema durch Triangulation qualitativer und quantitativer Verfahren der Netzwerkanalyse aufgearbeitet. Es wurde anhand des Fallbeispiels einer Mutter veranschaulicht, die einen frühen Wiedereinstieg und eine aktive Doppelorientierung als Lebensmodell verwirklichen konnte. Um die Strukturmerkmale und Unterstützungsleistungen des Netzwerks vollständig erfassen zu können, wurde eine Kombination aus qualitativem Leitfadeninterview und Netzwerkkarte verwendet. Die erhaltenen Daten wurden zum einen mit SPSS aufbereitet und analysiert und zum anderen wurde das Interview anhand der Inhaltsanalyse nach Mayring ausgewertet.

Die Forschungsfrage, ob die Unterstützung durch das soziale Netzwerk eine bedeutende Rolle bei der Entscheidung zur frühen Wiederaufnahme der Berufstätigkeit und

der Umsetzung einer aktiven Doppelorientierung spielt, kann aufgrund der für den betrachteten Einzelfall vorliegenden Ergebnisse eindeutig bejaht werden. Im analysierten Fall ist ein Netzwerk vorhanden, das vom Eintritt in die Schwangerschaft über die Umsetzung des Wiedereinstiegs bis zur alltäglichen Bewältigung der Herausforderungen der aktiven Doppelorientierung auf diversen Ebenen Unterstützung geboten und dadurch die Umsetzung des Lebensmodells mitgetragen hat. Dieses Ego-Netzwerk ist überdurchschnittlich groß und zeichnet sich durch einen hohen Anteil an Freundschaftsbeziehungen und eine lange durchschnittliche Beziehungsdauer sowie eine relativ hohe Kontaktfrequenz aus. Die Dichte des Netzwerks ist relativ hoch. Weiters kann weitgehende Homogenität und Homophilie festgestellt werden. All diese Strukturmerkmale tragen im vorliegenden Fall zur Verwirklichung eines frühen Wiedereinstiegs und einer aktiven Doppelorientierung bei. Der positive Einfluss des ego-zentrierten Netzwerks kann somit letztlich bestätigt werden.